

Yes we care.



Care-Arrangements in Privathaushalten in Basel-Stadt
Geschichten aus dem Familienalltag
Brennpunkte aus gleichstellungspolitischer Perspektive

Studie im Auftrag der Abteilung Gleichstellung
von Frauen und Männern Basel-Stadt,
Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt

Yes we care.

Care-Arrangements in Privathaushalten in Basel-Stadt
Geschichten aus dem Familienalltag
Brennpunkte aus gleichstellungspolitischer Perspektive

Studie im Auftrag der Abteilung Gleichstellung
von Frauen und Männern Basel-Stadt,
Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt

Yes we care.

Care-Arrangements in Privathaushalten in Basel-Stadt

Vorwort Abteilung Gleichstellung Basel-Stadt	5
Einleitung	7
14 Geschichten aus dem Care-Alltag	
Erwerbsarbeit und Familie	11
Arbeitsverhältnisse in Privathaushalten	37
Betreuungs- und Pflegeanforderungen	55
Fazit	73
Anhang	76

Care-Arbeit – es steckt viel Power drin

Ob am Tag oder in der Nacht, jede Minute wird irgendwo ein Kind gewickelt, ein kranker Mensch umgelagert oder für eine betagte Person die Wohnung geputzt – auch in Basel-Stadt. Care-Arbeit, der neue Begriff für diese Tätigkeiten, wird salonfähig.

Care-Arbeit wird in unterschiedlichen institutionellen Zusammenhängen und in privaten Haushalten geleistet. Care-Arbeit wird zu einem grossen Teil unentgeltlich erbracht oder von DienstleisterInnen bezahlt erledigt. Im Fokus der hier versammelten Geschichten aus dem Basler Familienalltag stehen Arbeiten, die in privaten Haushalten verrichtet werden und die mit der hauswirtschaftlichen Erhaltung (Hausarbeit) und mit der nicht-institutionellen Betreuung und Pflege von Menschen (Kinder, Kranke, Betagte und Menschen mit einer Behinderung) verbunden sind.

Care-Arbeit ist eine wichtige Grundvoraussetzung für das Funktionieren des Arbeitsmarktes und der Wirtschaft für das Gelingen unserer Gesellschaft. Was lange die so genannte «unbezahlte Arbeit» war, hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Oft delegieren Familien die Haushalts- und Versorgungsarbeit an Dritte. Einige dieser Dienstleistungen decken private und öffentliche Institutionen ab (z.B. Spitexorganisationen, Alters- und Pflegeheime, Tagesstrukturen und Krippen oder Reinigungsinstitute), andere werden im privaten Haushalt von Pflege-, Betreuungs- und/oder Putzpersonal oder Familienmitgliedern verrichtet. Dabei sind Betreuungs- und Versorgungsmodelle zunehmend individuell zugeschnitten und werden privat organisiert.

Aktuell lassen sich bedeutende Umbrüche und Verschiebungen in der Organisation der Care-Arbeit beobachten. Es gibt verschiedene Gründe für diese Entwicklungen, etwa die erhöhte Erwerbsquote von Frauen (die Schweiz hat eine der höchsten Europas) aber auch der demografische Wandel (Basel hat den höchsten Altersdurchschnitt aller Kantone). Die wachsende Nachfrage nach bezahlter, haushaltsbezogener Dienstleistung deckt sich mit Entwicklungen im Arbeitsmarkt: Einerseits zeichnet sich ein Arbeitskräftemangel im Gesundheitswesen ab, insbesondere in der Altenpflege, aber auch in der Kinderbetreuung und in der Hauswirtschaft, andererseits boomt der Markt privatwirtschaftlicher Pflegefirmen. Voraussichtlich werden diese Entwicklungen Politik und Wirtschaft in Zukunft stark beschäftigen.

Neben der arbeitsmarktlichen und der gesellschaftlichen Relevanz des Themas ist die gleichberechtigte Verteilung der Care-Arbeit zwischen Frauen und Männern für die Gleichstellung der Geschlechter entscheidend. Ob bezahlt oder unbezahlt, die Arbeit in diesem Bereich scheint weiterhin in Frauenhänden zu bleiben (Sozial- und Erziehungsberufe, Gesundheitsberufe und Berufe in der privaten Hauswirtschaft gehören zu den typisch «weiblichen» Berufsfeldern mit einem Frauenanteil von über 75%) und betrifft damit ungleich stärker Berufsverläufe und Arbeitsbedingungen von Frauen.

Wir wissen viel über Stresssituationen von Managern im Erwerbsleben und wir wissen wenig über die Problemlagen von Menschen, die Zuhause Care-Arbeit zu bewältigen haben. Deshalb wollten wir wissen, wie sich Frauen und Männer im angebrochenen 21. Jahrhundert in unserem Kanton organisieren, um ihrer Erwerbsarbeit und ihren Care-Verpflichtungen nachzukommen. Wir wollten von den Menschen, die tagein, tagaus die Betreuung von Kindern, Betagten und Menschen mit einer Behinderung, die Pflege von Kranken und die damit verbundenen Haushaltsarbeiten sicherstellen, wissen, auf welche Probleme sie stossen, welche Möglichkeiten sie haben und welche Lösungen sie bevorzugen. Und wir wollten auch jenen eine Stimme geben, welche die Care-Arbeit in den Haushalten verrichten; die Voraussetzungen, die Arbeitsbedingungen, ihre Perspektiven. Kurz: Wir wollten die gegenwärtigen Verhältnisse der Care-Situation in Privathaushalten unserer Stadt kennenlernen.

Entstanden sind beeindruckende Porträts von 14 Basler Care-Arrangements, die nicht nur die Vielfalt dieser Arbeit und deren Organisation dokumentieren, sondern auch deren Bedeutung für die Zukunft und die Lebensqualität in unserer Gesellschaft erkennen lassen. Wir hoffen, mit dieser Broschüre allen Leserinnen und Lesern einen aufschlussreichen Blick in den Familienalltag zu ermöglichen und durch die Identifikation mit den Geschichten allen privaten und öffentlichen Akteurinnen und Akteuren auf diesem Feld Impulse zu geben für die tatkräftige Umsetzung von Verbesserungen für alle Betroffenen.

Wir danken an dieser Stelle allen, die mit ihrem Wissen und Engagement zu dieser Broschüre beigetragen haben und damit auch zu unserem Anliegen, die Anerkennung von Care-Arbeit zu stärken. Ein besonderer Dank geht an die Forscherinnen und Autorinnen Sina Stingelin und Sarah Schilliger, an die wissenschaftliche Begleitung durch Nadia Baghdadi, an alle Mitglieder der Begleitgruppe: Philippe Anex, Felix Bader, Walter Brack, Hansjürg Dolder, Barbara Gutzwiller, Cornelia Kazis, Toya Krummenacher, Marianne Kunz, Mascha Madörin, Claudia Studer, David Wuest-Rudin, an Dominique Spirgi für das Lektorat, an die Künstlerinnen Diana Pfammatter und Anna Studer für die stimmigen Fotocollagen und an die Gestalterin Eva Bühler für das ansprechende Layout.

Leila Straumann

Leiterin Abteilung Gleichstellung von Frauen und Männern Basel-Stadt

Momentaufnahmen in Basler Haushalten

Basel, an einem gewöhnlichen Wochentag kurz nach acht Uhr abends: Moritz und Antonia Flühmann setzen sich nach einem strengen Arbeitstag, einem Elterngespräch mit der Klassenlehrerin ihres ältesten Sohns und nachdem die drei Kinder alle ins Bett gebracht sind, zusammen auf das Sofa im Wohnzimmer ihres Hauses im Neubad-Quartier. Sie koordinieren gemeinsam die Termine der nächsten Tage und diskutieren, wer wann zuhause ist und wie das Programm am Wochenende aussieht, bevor sie beide nochmals an den Computer sitzen und Mails bearbeiten. Mizgin Yüksel lernt zur gleichen Zeit ein paar hundert Meter entfernt auf der anderen Seite des Rheins im Kleinbasel für ihre Ausbildung zur Kinderbetreuerin. Auch sie hat einen strengen Tag hinter sich, an dem sie nicht nur als Betreuerin in einem Tagi arbeitete, sondern auch mit ihrem Sohn Mael Zeit verbracht, für ihn und ihren Mann gekocht und nebenbei noch zwei Körbe Wäsche und die Einkäufe erledigt hat. Sebastian Keller sitzt mit einer Mitbewohnerin bei einem Tee am Küchentisch seiner Gross-WG am Stadtrand von Basel, als sein Sohn Alex nochmals aus dem Bett schlüpft und zu ihm kommt, weil er nicht einschlafen kann. Céline Meyer, sie wohnt im Gundeli, hat inzwischen ihrer Tochter Lea eine Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen und telefoniert nun mit ihrer Mutter, die die Alleinerziehende am nächsten Tag bei der Kinderbetreuung unterstützen soll, da Céline einen unerwarteten Arbeitstermin hat. Auch im Haushalt von Ibarra ist noch nicht Feierabend: Maria Ibarra bügelt in ihrer kleinen Wohnung im Grossbasel die frisch gewaschenen Kleider der beiden Kinder, nachdem sie schon den ganzen Tag mit Bügeln, Putzen und Kinderbetreuen in verschiedenen Basler Haushalten verbracht hat, wo sie als Hausarbeiterin beschäftigt ist. Und Bernadette Hilmer macht sich ein paar Strassen weiter bereit zum Schlafengehen, da sie weiss, dass sie nachts mindestens viermal aufstehen muss, um ihren pflegebedürftigen Mann zur Toilette zu begleiten und ihm am Bettrand beizustehen.

Dies sind nur ein paar Momentaufnahmen von Alltagssituationen in Basler Haushalten, wie sie sich in dieser Stadt tagtäglich tausendfach abspielen. Gemeinsam ist den Frauen und Männern, dass sie alle Betreuungs-Verpflichtungen haben, sei es für Kinder oder für pflegebedürftige Erwachsene; dass sie diese Aufgaben mit ihrem Erwerbsleben koordinieren müssen und dass sie diese Doppelbelastung häufig in Zeitnot bringt. Unterschiedlich ist ihre finanzielle Situation, das soziale Unterstützungsnetzwerk, die partnerschaftliche Arbeitsteilung und damit die Möglichkeit, gewisse Aufgaben delegieren oder teilen zu können.

Die Familienangehörigen leisten unentgeltlich Haus- und Familienarbeit – Arbeiten, die für das Wohlbefinden der Einzelnen, aber auch für die Lebensqualität in der Gesellschaft unabdingbar sind. Care-Arbeit wird zu einem überwiegenden Anteil im Privathaushalt geleistet, meist unbezahlt oder unter prekären Bedingungen ausgeführt und bleibt gesellschaftlich wenig anerkannt. Sie findet keinen Eingang in volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen, auch wenn sie Voraussetzung ist für eine funktionierende Wirtschaft. Laut Berechnungen der Ökonomin Mascha Madörin (2010)

ist jedoch allein das Zubereiten von Mahlzeiten zu Hause vom Arbeitsvolumen her die grösste Wirtschaftsbranche überhaupt in der Schweiz. Der Löwenanteil der Care-Arbeit wird unbezahlt in privaten Haushalten geleistet: Kinder werden zu über 90 Prozent unbezahlt betreut, rechnet man die Pflege und Versorgung in allen Spitälern mit ein, werden Kranke und pflegebedürftige Betagte zu rund einem Drittel unentgeltlich betreut (Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann, EGB 2010). Die Betreuungsleistungen werden dabei mehrheitlich von Frauen geleistet. Männer sind jedoch vor allem in der Kinderbetreuung heute stärker involviert als früher. Bei Haushalten mit Kindern wenden Frauen pro Woche durchschnittlich 20,5 Stunden für Kinderbetreuung auf, Männer 13 Stunden. Hinzu kommt in Haushalten mit Betreuungspflichten ein Mehraufwand für Hausarbeit. Diese Hausarbeiten wie Waschen, Putzen oder Kochen werden noch immer zu einem überwiegenden Teil von Frauen erledigt (ebd.). Gleichzeitig sind viel mehr Frauen erwerbstätig als noch vor zwei oder drei Jahrzehnten. Das bürgerliche Ideal des «Hausfrauenmodells» – auch als «männliches Brotverdienermodell» bezeichnet, worin der Mann für das finanzielle Aufkommen der Familie zuständig ist und die Frau für die Arbeit zu Hause – verliert immer mehr an Bedeutung. Nur noch eine Minderheit der Familien ist heute in der Schweiz nach diesem traditionellen Modell organisiert. Als modernisierte Form des männlichen Brotverdienermodells gilt die «Eineinhalb-Einkommen-Familie» – mit der Frau als «Zuverdienerin» und immer noch Hauptverantwortlichen für die Haus- und Familienarbeit. In Basel sind drei Viertel aller Mütter erwerbstätig, meist in Teilzeit (Familienbefragung 2009). Männer dehnen ihre Erwerbstätigkeit tendenziell eher noch aus, wenn kleine Kinder da sind; sie übernehmen weiterhin die Hauptlast für das Erwerbseinkommen (EGB 2010: 11).

Offensichtlich ist hier etwas im Umbruch. Das Ende des «Hausfrauenmodells» bedeutet indes bei weitem nicht ein Ende der Haus(frauen)arbeit. Doch der Eintritt der Frauen in die Erwerbs-sphäre hat sich auf die Organisation und Koordination der Care-Arbeit in Privathaushalten ausgewirkt. Die Gratisarbeit der Frauen steht nicht mehr so selbstverständlich zur Verfügung. Das Potential an unbezahlter Pflege und Betreuung in der Familie stösst an Grenzen. Zwar wurden Angebote im Bereich der Kinderbetreuung wie Tagesstrukturen und Kinderkrippen in den letzten Jahren ausgebaut. Doch noch immer bestehen hier Engpässe. Zudem ist mit den gestiegenen Ansprüchen an die Bildung und Erziehung die Kinderbetreuung anspruchsvoller und komplexer geworden. Gleichzeitig steigt die Zahl der pflegebedürftigen betagten Menschen. Aktuelle Spar- und Rationalisierungsmassnahmen im öffentlich (mit-)finanzierten Care-Sektor führen insbesondere bei der Betreuung von pflegebedürftigen Erwachsenen zu prekären Situationen: So werden beispielsweise PatientInnen früher aus Spitälern entlassen und müssen sich zuhause pflegen lassen. Dadurch wird eine ehemals öffentliche Aufgabe in die private häusliche Sphäre (zurück-)verlagert. Das ist mit einer zusätzlichen Arbeitsbelastung für Angehörige verbunden; verstärkt wird Care-

Arbeit deshalb an private Dienstleistende delegiert (EBG 2010:14). All diese Faktoren weisen auf immer akuter werdende Versorgungslücken im Privaten hin, SozialwissenschaftlerInnen diagnostizieren gar eine «Care-Krise».

Was lange die so genannte «unbezahlte Arbeit» war, hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Oft delegieren Familien die Haushalts- und Versorgungsarbeit an Dritte. Einige dieser Dienstleistungen decken private und öffentliche Institutionen ab (zum Beispiel Spitex, Alters- und Pflegeheime, Tagesstrukturen und Krippen, Putzinstitute), andere werden im privaten Haushalt von angestelltem Pflege-, Betreuungs- und/oder Putzpersonal verrichtet. Dabei sind Betreuungs- und Versorgungsmodelle individuell zugeschnitten und privat organisiert. Es entstehen neue Wohn- und Betreuungskonzepte. Bei Pflegebedürftigkeit etwa ist ein Trend zu beobachten von der vollumfänglichen Betreuung von betagten Menschen in einem Altersheim hin zu betreutem Wohnen in den eigenen vier Wänden, wo für Pflege und Versorgung Personal stundenweise angestellt wird. Auf die Versorgungslücke im Haushalt und die zunehmende «Zeitnot» wird in Haushalten mit genügend finanziellen Ressourcen also zunehmend mit der Anstellung einer bezahlten Hausarbeiterin geantwortet. Care-Tätigkeiten werden ausgelagert und verwandeln sich damit in marktformige Lohnarbeit. In der Schweiz hat die Zahl der in Haushalten als Putzfrauen, Haushaltshilfen, Au-Pairs, Kindermädchen und Betagten-Betreuerinnen angestellten Frauen deutlich zugenommen. Es sind vor allem Migrantinnen, manchmal ohne Arbeitserlaubnis oder ohne legalen Aufenthaltsstatus, die diese Arbeiten verrichten. Auf der Seite der Arbeitgebenden ist das Haushaltseinkommen entscheidend für die Anstellung einer Hausarbeiterin: Berechnungen für die Schweiz haben gezeigt, dass die Substitution unbezahlter Arbeit durch die Inanspruchnahme von haushaltsnahen Dienstleistungen und Betreuung von Kindern und Pflegebedürftigen für eine Mehrheit der Erwerbstätigen pro Stunde mehr kostet als sie selber verdienen, wenn die Fixkosten im Haushalt abgezogen werden (Madörin 2010).

Wie organisieren sich Familien in Basel-Stadt, die hohe Care-Verpflichtungen haben? Wie reden sie über ihren Alltag, über die Koordination der Care-Arbeit und die Arbeitsteilung im Haushalt, über die täglichen Herausforderungen und Belastungen, die «Zeitakrobatik», in der sie sich ständig üben? Auf welche staatlichen, privaten und informellen Hilfen und Unterstützungsleistungen greifen sie zurück? Welche neuen Modelle für die Versorgungs- und Betreuungsarbeit entstehen dabei derzeit? Welche bislang privat erbrachten Versorgungs- und Betreuungsleistungen werden ergänzt, fallen weg, werden ersetzt oder verlagert? Wohin werden sie verlagert? Und wie sehen die Arbeitsverhältnisse derjenigen aus, die diese Aufgaben übernehmen? In dieser Broschüre stellen wir in vierzehn Porträts verschiedene Familien und ihre Alltagsrealitäten vor. Im Fokus stehen unterschiedlichste Care-Arrangements in Privathaushalten. Es sind nicht einfach beliebige Einzelfallbeispiele, denn in allen Porträts dokumentiert sich Gesellschaftliches: die geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen

und Zuständigkeiten, die Anforderungen der Erwerbswelt, die tradierten und brüchigen Geschlechternormen, soziale Ungleichheiten entlang von Geschlecht, Herkunft und sozialer Klasse. Die Broschüre soll einen Einblick geben in den Mikrokosmos von Basler Privathaushalten und soll ausleuchten, was sonst meist im Verborgenen der vier Wände bleibt: Eine tausendfach bekannte Alltagserfahrung insbesondere von Frauen, die nicht oft ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit gelangt. Unser Ziel ist es also, das «Private», das Alltägliche sichtbar zu machen und verschiedene Realitäten im Bereich der Care-Arbeit darzustellen. 14 Expertinnen und Experten kommentieren ferner die Porträts und machen dabei auf wichtige Aspekte aufmerksam, die über die jeweils porträtierte Geschichte hinausgehen und auf die gesellschaftliche Dimension verweisen. Die in den «Geschichten» dokumentierten gesellschaftlichen Brennpunkte wurden zum Schluss aufgenommen, um damit den Blick auf gesellschaftspolitische Handlungsfelder hin zu öffnen.

Der Privathaushalt gilt als eine Sphäre des Intimen. Der Zugang zu diesem Feld wird häufig als Eindringen in die Privatsphäre wahrgenommen und deshalb abgelehnt. Doch erfreulicherweise stiessen wir vielerorts auf offene Türen. Dank der Bereitschaft und Offenheit unserer InterviewpartnerInnen konnten wir vielfältige Einblicke gewinnen. Wir wurden an Küchentische und in Wohnzimmer in der ganzen Stadt eingeladen und haben dabei unterschiedlichste Menschen kennengelernt, die uns aus ihrem Alltag erzählt haben und uns gleichzeitig daran teilhaben liessen: Paare, Alleinerziehende, Grossmütter, Töchter von pflegebedürftigen Müttern, die Mutter einer behinderten Tochter, ein alleinstehender 99-jähriger Mann und seine Nachbarin, eine Au-Pair, ein «Privatkoch», ein «Kindermädchen» aus dem Elsass, zwei Hausarbeiterinnen aus Lateinamerika und viele weitere. Wenn möglich sprachen wir pro Care-Arrangement mit zwei Personen, um mehrere Perspektiven aufzunehmen. Einige meinten im Vorgespräch, dass sie «nichts Spezielles» zu erzählen hätten. Trotzdem dauerten die Interviews dann häufig mehrere Stunden und waren überaus spannend. Für die Gesprächsbereitschaft und die wertvolle Zeit, die sie uns widmeten, möchten wir allen Interviewten herzlich danken.

Care-Arbeit – eine vielschichtige Aufgabe

Der englische Begriff care-work umfasst die bezahlten und unbezahlten Arbeiten für die Betreuung von Kindern und pflegebedürftigen Erwachsenen sowie die Hausarbeit für abhängige wie auch für arbeitsfähige Personen. Darunter fallen alle Arbeiten, die das Überleben und das tägliche Wohlbefinden von Menschen gewährleisten. Bei der Care-Arbeit für Kinder, kranke oder betagte Menschen – die im Zentrum unserer Untersuchung steht – kann unterschieden werden zwischen direkter Care-Arbeit (z.B. Babys wickeln, Kinder bei den Hausaufgaben unterstützen, Essen eingeben, Kranke pflegen, beim Aufstehen helfen etc.), Betreuungsverantwortung (z.B. die notwendige Präsenz bei Kleinkindern oder schwer Pflegebedürftigen) und indirekter Care-Arbeit (Hausarbeit, die im Zusammenhang mit der Betreuung anfällt (z.B. Kochen, Waschen, Putzen, Einkaufen). Doch nicht nur für abhängige Kinder und Kranke wird Care-Arbeit geleistet, sondern auch für arbeitsfähige Erwachsene.

Care-Arbeit für abhängige Menschen kann nicht geleistet werden ohne eine Beziehung zu ihnen. Die Beziehung zwischen der betreuenden und der betreuten Person und deren Qualität ist Teil der Arbeitsleistung. Die Arbeit umfasst mehr als nur einzelne Handgriffe, sie enthält eine starke kommunikative Komponente und erfordert gegenseitiges Vertrauen. Pflegende und betreuende Personen können nicht beliebig und beliebig oft ausgewechselt werden, ohne dass ihre Arbeit darunter leidet. Damit verbunden ist eine spezielle Motivation, die für das wirksame Ausführen von Care-Arbeit benötigt wird. Zudem ist der Care-Arbeit eine spezifische Zeitstruktur eigen: Häufig fallen Care-Arbeiten ungeplant an, Umfang und Zeitpunkt können nur beschränkt vorausgesehen werden. Care-Arbeit lässt sich nur begrenzt beschleunigen oder rationalisieren: Ohne bedeutende Qualitätseinbussen kann ein Baby nicht schneller gewickelt, ein Kind nicht eiliger erzogen, eine pflegebedürftige Person nicht effizienter gewaschen werden.

In ein Care-Arrangement sind verschiedene AkteurInnen unterschiedlicher Generationen involviert, die zusammen die Versorgung realisieren. Es handelt sich um ein komplexes Gefüge, das abhängig ist von strukturellen Faktoren, Regeln, Zwängen und Finanzierungsmöglichkeiten. So werden die Bedingungen und Spielräume der Ausgestaltung eines Care-Arrangements beeinflusst u.a. durch wohlfahrtsstaatliche, arbeitsmarktliche und sozialrechtliche Rahmenbedingungen, durch die Anforderungen der Erwerbswelt, durch das Angebot an familienergänzenden Betreuungsmöglichkeiten, durch Pflegeinstitutionen, das vorhandene Haushaltseinkommen, die sozialen Netze und die geschlechterspezifische Arbeitsteilung. Care-Arrangements sind nichts Statisches, sondern werden ständig an sich verändernde Bedingungen angepasst und immer wieder neu ausgehandelt.

Fakten und Zahlen

In Basel leben Menschen aus rund 150 Nationen. Gut ein Drittel der Bevölkerung hat keinen Schweizer Pass und entsprechend häufig nur spärliche oder gar keine verwandtschaftlichen Netze, die bei der Care-Arbeit von Nutzen sein können.

In Sachen Vermögensungleichheiten liegt Basel-Stadt schweizweit an zweiter Stelle; ebenso beim Anteil an SozialhilfebezüglerInnen.

Der Anteil der über 65-Jährigen ist mit 19,5% die stärkste Bevölkerungsgruppe in Basel.

Mit 19% ist der Anteil an Alleinerziehenden ist in Basel-Stadt der höchste der Schweiz.

Rund 88% der Väter und nur 14% der Mütter mit Kindern unter 25 Jahren sind in der Schweiz vollzeiterwerbstätig; 61% der Mütter, aber nur 7% der Väter arbeiten teilzeitlich. Die Hauptverantwortung für die Haus- und Familienarbeit liegt in gut drei Vierteln der Paarhaushalte mit Kindern unter 15 Jahren bei den Frauen.

2009 nahmen in der Schweiz 52% der Paarhaushalte mit Kindern unter 7 Jahren familienergänzende Betreuung in Anspruch, bei Einelternfamilien sind es 70%. Über die Hälfte zieht Grosseltern und weitere Verwandte zur Betreuung hinzu, gut ein Drittel nutzt eine Kindertagesstätte, etwa 14% in einer Tagesfamilie.

2000 bis 2006 haben in Basel-Stadt die Ausgaben für die Tagesbetreuung um knapp 30% zugenommen (2003 kamen Beiträge für Mittagstische, Nachmittagsbetreuung und Tagesferien hinzu). Die Stadt Zürich gab 2006 mit 2296 Franken pro Kind fast doppelt so viel aus wie Basel-Stadt (1263 Franken); die Ausgaben pro Schulkind sind sogar fast dreimal so hoch.

2010 wurden in der Schweiz 7,3 Mrd. Stunden bezahlte und 8,2 Mrd. Stunden unbezahlte Arbeit (zu 63% von Frauen) geleistet. Der Marktwert der unbezahlten Arbeit beträgt 368 Mrd. Franken. Rund 44% der Bruttowertschöpfung in der um die Haushaltsproduktion erweiterten Gesamtwirtschaft fallen auf die Haushalte, im Vergleich zur Wertschöpfung der bezahlten Arbeit macht die der Haushalte 78% aus.

Unbezahlte Pflege und Betreuung in Privathaushalten (jährlich 28,1 Mio. Stunden) deckt den Grossteil der Alterspflege in der Schweiz ab, was einem Marktwert von 2,77 Mrd. Franken entspricht. 2007 pflegten 129 650 Personen über 50-Jährige Angehörige unbezahlt im eigenen, rund 50 000 Menschen ausserhalb des eigenen Haushalts. Unbezahlte Pflege und Betreuung in Privathaushalten deckt den Grossteil der Alterspflege ab. Der Wert dieser Arbeit entspricht zu Marktkosten 1560 Mio Franken.

Nach Schätzungen einer Studie aus dem Jahre 2005 leben in der Schweiz 90 000 Sans-Papiers, davon arbeitet rund die Hälfte – meistens Frauen – in Privathaushalten.

Quellen: Bundesamt für Statistik, Eidgenössische Steuerverwaltung, Statistisches Amt Kanton Basel-Stadt.

Erwerbsarbeit und Familie

Arrangement 1

«Abends sitzen wir zusammen und machen ein Update unserer Agenda, Tag für Tag.»

Arrangement 2

«Ich möchte ein Mann sein.»

Arrangement 3

«Es bedeutet, du bist verantwortlich – und zwar immer verantwortlich für das Kind.»

Arrangement 4

«Eine Person zu Hause zu haben, kann ich mir besser vorstellen als ein Nachttagi, also ein Nachti...»

Arrangement 5

«Wenn seine Mutter ihn manchmal mit dem Tragtuch herumgetragen hat, hat sie böse Blicke erhalten und wenn ich dasselbe gemacht habe, haben sie mich angestrahlt.»

Arrangement 6

«Dieses System ist so geschaffen, dass die Frauen Hausfrauen sein müssen.»

«Abends sitzen wir zusammen und machen ein Update unserer Agenda, Tag für Tag.»

Antonia Flühmann wohnt zusammen mit ihrem Mann Moritz und ihren drei Kindern in einem geräumigen, hellen Haus im Neubadquartier. Antonia ist Regisseurin und Moritz Autor. Sie arbeiten beide grösstenteils freischaffend. Die Betreuungs- und Haushaltsaufgaben teilen sie sich. Um die Lücken des öffentlichen Angebots in der Ganztagesbetreuung zu füllen, engagieren sie zusammen mit zwei anderen Familien seit ein paar Jahren einen «Privatkoch». Trotzdem bleibt das Bestreben, die Balance zwischen flexibler Erwerbsarbeit und den Bedürfnissen der Familie zu finden, eine Herausforderung.

Der eigene Mittagstisch

«Meistens ist es so, dass um Viertel vor sieben mein Wecker klingelt und ich dann aufstehe und die Grossen wecke. Diese haben einen eigenen Wecker, der sie schon einmal vorweckt, damit ich mich nicht so anschnauzen lassen muss. Und so gegen halb sieben essen wir alle miteinander und bringen die Kinder ins Bett, so dass um acht oder halb neun Feierabend ist. Dann gehen Moritz und ich noch an den Computer und arbeiten.»

Die Idee, einen eigenen Mittagstisch zu organisieren entstand, als der älteste Sohn in den Kindergarten kam und die zweite Tochter noch in der Kinderkrippe war: «Während die Betreuung in der Krippe immer ganztags bis fünf Uhr nachmittags war, ging der Kindergarten halt nur bis zwölf Uhr. Wir haben dann gemerkt, dass uns das einfach total stresst, da man in dieser Zeitspanne nicht wirklich arbeiten kann. Deswegen habe ich eine andere Mutter im Kindergarten gefragt, ob sie nicht Lust hätte, dass wir uns untereinander mit Kochen abtauschen. Wir haben dann eingeführt, dass die Kinder regelmässig einmal die Woche bei uns und einmal bei ihnen essen. Das hat sich den ganzen Kindergarten so durchgezogen. Als bei ihnen das zweite Kind kam und sich die Situation in der Schule ein bisschen änderte, weil die Kinder an unterschiedlichen Tagen Nachmittagsunterricht hatten, haben wir uns überlegt, dass wir gerne mehr als nur ein oder zwei Tage die Woche so eine Art Mittagstisch hätten. Hier im Quartier gibt es keinen passenden Mittagstisch und von der Schule aus kein Ganztagesangebot. Den einen Mittagstisch fanden wir zu weit weg für die Erstklässler, wenn sie da alleine hingehen müssen, und auch den anderen fand ich für Sechsjährige nicht so schön, weil sie sich das Essen dort ganz

selbständig holen müssen und es so mensaartig ist. Wir haben dann ein Inserat aufgegeben in der Uni. Darauf haben sich verschiedene Leute gemeldet, also eigentlich alles Frauen und eben dieser Student, der das jetzt auch macht.»

Der «Privatkoch»

Als sich der 27-jährige Michel auf dieses Inserat meldete, suchte er sich explizit einen Job «in Richtung Kinderbetreuung oder Babysitting», um sich sein Studium zu finanzieren. Die Kinder der nun drei beteiligten Familien sehen ihn jedoch nicht als Betreuer, wie er lachend erzählt: «Wenn ich da bin und zum Beispiel das Telefon klingelt und jemand dran ist, der die Eltern sprechen will, sagen die Kinder, nein, die sind nicht da, es ist nur der Privatkoch da.»

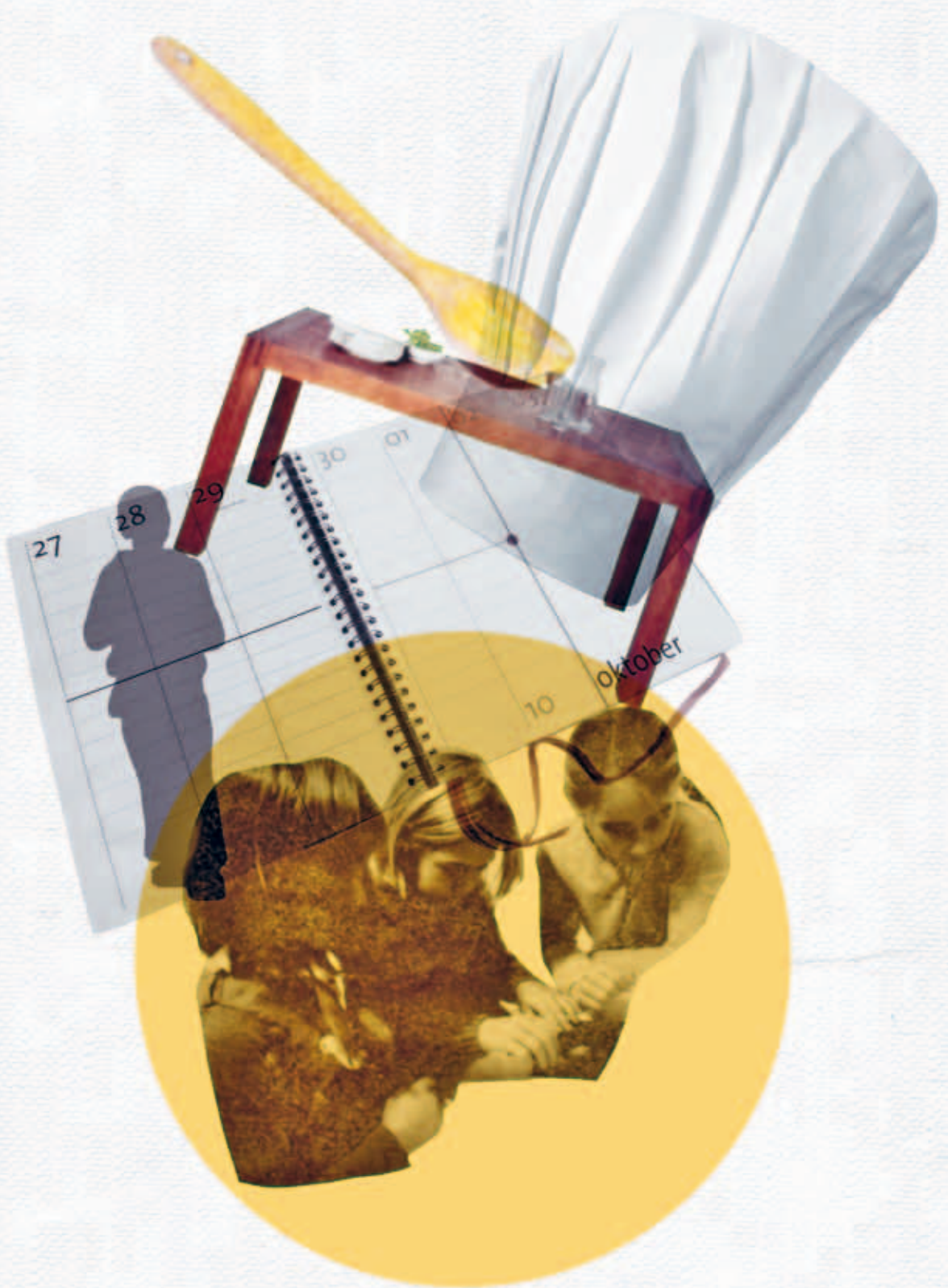
Bevor Michel für die sechs bis acht Kinder der drei Familien kocht, holt er die Jüngsten kurz vor Mittag in der Spielgruppe ab.

«Ich bringe die Einkäufe mit, also ich darf selber entscheiden, was ich koche. Und Grundnahrungsmittel hat es meistens da. Also Nudeln, Reis, Kartoffeln, Milch und so etwas. Ich denke mir dann vorher aus, was ich kochen möchte und überlege, was ich brauche und dann weiss ich meistens, was es schon hat oder nicht.»

Bei der Auswahl der Gerichte bezieht Michel auch die Wünsche der Kinder mit ein. Er kocht mit den Jüngsten zusammen, bis die Älteren von der Schule kommen.

«Es ist wichtig, dass man so strukturiert dahin kommt, also dass man weiss, ok, jetzt komme ich hin und ich koche das. Und dann macht man das auch und dann geht das alles so ganz schnell irgendwie. Also wenn ich jetzt da hinkommen würde und noch nicht wüsste, was ich koche, dann würde ich, glaube ich, durcheinander kommen. Und so kann ich kochen und dann geht es so nebenher, falls die Kinder noch irgendetwas brauchen oder so. Oder dann stösst sich jemand den Kopf an oder dann streiten die und einer heult oder so. Ich koche irgendetwas, das mir leicht von der Hand geht und kann dann, wenn es sein muss, noch ein Auge auf jemanden werfen.»

Nach dem gemeinsamen Essen räumt er mit den Kindern auf, hilft ihnen beim Zähneputzen, und wenn noch Zeit bleibt bis zwei Uhr, unterstützt er sie bei den Hausaufgaben.



Michel schätzt dieses Mittagstisch-Modell sehr und würde es begrüßen, wenn der Staat finanzielle Unterstützung leisten würde, damit sich auch andere Familien eine solche Lösung leisten könnten. Für sich selbst erachtet er diesen Job als ideal – nicht nur wegen den Arbeitszeiten, die sich gut mit seinem Studium verbinden lassen, sondern weil es ihm auch «einen Wert jenseits des Geldlohns» biete. Schwierig sind für ihn einzig die langen Schulferien, während derer er keinen Verdienst hat. Antonia freut sich, dass ihre Kinder durch Michel, dem sie viel Vertrauen schenkt, «den Luxus» haben, in ihrem eigenen Zuhause und verbunden mit einer guten Betreuung ein gesundes und leckeres Mittagessen zu bekommen.

«Für uns ist der Privatkoch einfach eine grosse Erleichterung, weil wir wissen, dass wir an diesen drei Tagen wirklich beide bis zwei Uhr Arbeit einplanen können und wir nicht wie sonst alles absprechen müssen.»

Zwischen Arbeit, Familie und Erholung

Antonia schätzt ihr abwechslungsreiches Leben, das geprägt ist von «diesem freien Arbeiten und freien Gestalten». Um die Betreuung der Kinder organisieren zu können, ist aber eine aufwendige Koordination nötig: «Naja, ich habe alle Termine in meiner Agenda. Ich habe alle von Moritz, er hat auch alle von mir. Abends sitzen wir dann ab und zu zusammen und machen ein Update unserer Agenda. Wir gehen wirklich Tag für Tag durch bis zum Jahresende. Wir radieren wieder aus, was mittlerweile «gestorben» ist. Schwierig sind dann die Doodle-Umfragen. Etwa, wenn man zusagt, und zwei Wochen später sieht es schon wieder anders aus. Man muss es halt wirklich immer abgleichen mit dem Partner. Man weiss nie, hat man wirklich Zeit oder nicht.»

Trotz dieser Betreuungslösung gibt es immer wieder Abende und Wochenenden, an denen es nicht zu vermeiden ist, dass beide arbeiten. Dann sind Antonia und Moritz sehr dankbar für die Hilfe von Freunden, NachbarInnen oder Babysittern. An Wochenenden ist der Dienst des Grossvaters und seiner Partnerin, die in Bern wohnen, unerlässlich.

«Und andere Haushaltsdinge wie Einkaufen, Putzen oder Waschen laufen einfach wirklich so ein bisschen nebenher oder man erledigt sie, wenn es halt gerade geht, z.B. morgens früh vor dem Frühstück noch eine Wäsche machen, diese am Mittag schnell aufhängen und am Abend wieder abnehmen, also an den Randzeiten, wenn es halt passt.»

Wenn Antonia über die Vermischung von Arbeits- und Familienleben spricht, wird sie etwas nachdenklich. Es wird deutlich, dass sie sich immer wieder Gedanken über mögliche Entlastungsstrategien und eine klarere Abgrenzung macht: «Ich habe

«Wenn ich da bin und zum Beispiel das Telefon klingelt und jemand dran ist, der die Eltern sprechen will, sagen die Kinder, nein, die sind nicht da, es ist nur der Privatkoch da.»

immer gedacht das geht wie parallel, aber dann habe ich auch gemerkt, dass es mich viel weniger stresst, wenn ich wirklich abschalte und mir sage, dass die Arbeit jetzt vorbei ist. Ich habe mir auch angewöhnt, das Handy auszuschalten, wenn ich hier bin, da ich fast nur berufliche Telefonate bekomme. Es ist viel angenehmer, wenn ich diese Sachen nur erledige, wenn ich nicht noch gleichzeitig mit den Kindern beschäftigt bin, denn ich finde es irgendwie extrem nervig, so zwischen zwei Konzentrationen hin und her gezogen zu sein. Seit es mir immer besser gelingt, dies zu trennen, habe ich plötzlich ganz viel Zeit. Die Kinder sind da und ich denke, du dann lese ich halt Zeitung oder dann spiele ich ein bisschen Klavier. Es ist schön, wenn ich nicht immer denken muss, ich sollte noch...»

Obwohl es «nicht viele andere Modelle» gibt, die Antonia gerne «leben möchte», fehlen ihr auch gewissen Dinge: «Was man sich natürlich immer wünscht, ist mehr Zeit für alles... Es gibt Momente, in denen eigentlich alles viel zu eng ist und man einfach auf dem Zahnfleisch geht.»

Es gibt bei ihnen keine «klassischen Familienwochenenden» und manchmal beklagen sich die Kinder, wenn sie oder Moritz abends noch zur Arbeit gehen. Antonia würde sich auch mehr Zeiten wünschen, in denen wirklich alle frei haben und für die Familie da sind: «Jetzt haben wir es uns so eingerichtet, dass ich oft mit den Kindern alleine in den Urlaub fahre und Moritz kommt dann später nach, aber dafür wirklich ohne Arbeit.»

Komplexe Organisation von entgrenzter Erwerbsarbeit und Familie

Antonia und Moritz sind freiberuflich tätig. Durch die Flexibilisierung der Arbeitszeiten kommt es zu komplexen Anforderungen im Familienalltag: Beruf und Familie/Privatleben fliessen zunehmend ineinander. Moderne Kommunikationsmittel wie Internet und Mobiltelefon implizieren eine ständige Verfügbarkeit. Das Home Office lässt die räumlichen Grenzen zwischen Erwerbsarbeitsplatz und Zuhause verwischen. Dabei kann die Entgrenzung von Erwerbsarbeit durchaus neue Freiräume bedeuten: Das «Strahlen in den Augen» von Antonia macht deutlich, dass für sie das frei gewählte Lebensmodell mehr Rollenvielfalt als Mehrfachbelastung bedeutet, auch wenn die Balance von Berufs- und Privatleben immer wieder neu ausgelotet werden muss. Die partnerschaftliche Aufgabenteilung ist dabei stets neu zu verhandeln, zu organisieren und zu koordinieren (Agenden updaten). Bei Bedarf sind auch unkonventionelle Lösungen zu entwickeln («Privatkoch» mit anderen Familien). Zentral ist es, ein Beziehungsnetz aufzubauen und zu pflegen und mit vielfältigen Unterstützungspersonen zusammen zu arbeiten (öffentliche Einrichtungen, Verwandte, Freunde, Nachbarschaft). Und nicht zuletzt ist es in einer entgrenzten Erwerbssituation zentral, dass das Handy mal ausgeschaltet und die Erreichbarkeit eingeschränkt wird, um sich auf anderes zu konzentrieren. Das «Zuhause» muss unter diesen Bedingungen aktiv geschaffen, die Haus-, Erziehungs- und Betreuungsarbeit und die gemeinsame Zeit in der Familie eingeplant und organisiert werden.

Für eine gesunde Balance von Beruf und Familie/Privatleben ist es gemäss Erfahrung der Fachstelle UND sinnvoll, verschiedene Handlungsfelder zu unterscheiden: Neben Erwerbsarbeit, Haushalt und persönlichen Bedürfnissen gilt es die Paarbeziehung, die Betreuung von Kindern (oder die Betreuung / Pflege von erwachsenen Angehörigen) und das Beziehungsnetz ausserhalb der Kernfamilie zu berücksichtigen. Hinzu kommen die finanzielle Sicherheit, das Zeitmanagement und immer mal wieder Unerwartetes. Meist sind mehrere Felder vorgegeben und nicht veränderbar. Die Spielräume zur individuellen Lebensgestaltung und zur Aushandlung von Arrangements sind unterschiedlich gross. Dabei sind nicht nur finanzielle Ressourcen und soziale Netzwerke entscheidend, inwiefern Entlastung bei der Alltagsbewältigung herbeigezogen werden kann (wie z.B. die Anstellung einer Putzhilfe oder eines «Privatkochs» oder das Hinzuziehen der Grosseltern für die Betreuung). Zentral ist auch das Ausmass an Zeitsouveränität, das heisst der «Freiheit», selbstbestimmt flexibel erwerbstätig zu sein. Diese Zeitsouveränität erleichtert es nicht-traditionelle Care-Arrangements auszuprobieren.

Durch hohe Anforderungen im Berufs- und Familien-/Privatleben kann die Balance auf Dauer verloren gehen: Das zeigt sich oft zuerst nur in einem Feld, beispielsweise in der Erwerbsarbeit durch Überstunden. Rasch kann das aber übergreifen auf andere Felder – die Beziehung zur Partnerin oder zum Partner wird frostig oder ein körperliches Leiden entzieht Ressourcen. Wichtig ist, nicht einseitig nur das aktuelle Problem ins Auge zu fassen, sondern immer die gesamte Balance zu betrachten, um nachhaltige Lösungen zu entwickeln. Wer regelmässig eine solche Gesamtschau vornimmt, Zusammenhänge und Wechselwirkungen einbezieht, kann frühzeitig eingreifen und chronische Probleme vermeiden.»

Elisabeth Häni und **Daniel Huber**, Fachstelle UND Familien- und Erwerbsarbeit für Männer und Frauen. UND verfügt über zwanzig Jahre Erfahrung in der Beratungs- und Bildungsarbeit für Privatpersonen, Unternehmen / Organisationen und Fachleute zur Umsetzung der Vereinbarkeit von Berufs- und Familien- / Privatleben.
www.und-online.ch / info@und-online.ch

«Ich möchte ein Mann sein.»

Mizgin Yüksel ist 38 Jahre alt und wohnt zusammen mit ihrem Mann Zerdan und ihrem fünfjährigen Sohn Mael im Kleinbasel. Sie ist im Jahr 2000 mit ihren Eltern und ihren Geschwistern aus der Türkei in die Schweiz gekommen. Seither hat sie verschiedene Sprachkurse und Weiterbildungen besucht, um sich gut integrieren und finanziell auf eigenen Beinen stehen zu können. Seit mehreren Jahren arbeitet Mizgin als Betreuungsassistentin in einem Tagi und macht daneben die Ausbildung zur Kinderbetreuerin. Ihr Sohn Mael ist im Kindergarten und im Tagi, in dem auch sie arbeitet – jedoch in einer anderen Gruppe. Obwohl ihr Mann mehr Zeit hätte, trägt Mizgin die Hauptverantwortung für den Haushalt und die Betreuung.

Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann

«Unter der Woche bringe ich zuerst meinen Sohn in den Kindergarten, bevor ich zur Arbeit gehe. Wenn ich ganz früh anfangen, wenn ich zum Beispiel um halb sieben das Tagi öffnen muss, dann bringt mein Mann ihn hin. Ich arbeite dann meistens bis fünf oder halb sieben Uhr am Abend und wenn ich Frühdienst habe bis drei oder vier Uhr und dann gehe ich nach Hause.»

Zerdan hat nur wenige Temporäreinsätze pro Monat: «Er arbeitet meistens als Chauffeur. Er hatte einen Unfall – es war ein schwerer Verkehrsunfall. Er brach sich das Handgelenk und musste sich zwei oder drei Mal operieren lassen. Er bekam eine Schraube, der Körper hat diese jedoch nicht angenommen und dann musste er sich wieder operieren lassen. Manchmal ist seine Hand angeschwollen, obwohl er ganz wenig arbeitet. Er war jahrelang nicht gesund und musste immer wieder zum Arzt gehen.»

Mizgin hat ein volles Wochenprogramm. Obwohl ihr Mann viel zu Hause ist, hat sie das Gefühl, dass es vor allem an ihr liegt, sich um den Haushalt und die Betreuung ihres Sohnes zu kümmern: «Einkaufen gehen wir zusammen, wenn ich Zeit habe. Sonst geht mein Mann und kauft nach meiner Liste ein, was wir brauchen. Den Haushalt organisiere ich: Putzen, Bügeln, Waschen, alles. Mein lieber Sohn hilft mir jetzt. Wenn ich koche, sagt er «Mama, ich weiss du bist müde, ich helfe dir». Er schneidet schon Gemüse. Er ist fünf Jahre alt. Wenn ich von der Arbeit nach Hause komme, gehe ich in die Küche, koche, putze und erledige alle diese Dinge. Mein Mann hilft viel, aber manch-

mal macht er gar nichts. Wir haben nicht aufgeteilt, wer was macht. Er ist ganz lieb und hilft, aber wenn Besuch zu uns kommt, dann ist er ganz anders. Dann muss ich alles erledigen. Aber sonst hilft er.»

Mizgin fragt sich oft, ob die Arbeitsteilung bei Schweizer Paaren auch so ungleich ist – und hat einen Wunsch: «Ich möchte ein Mann sein. Ich sage meinem Mann immer wieder, meine Mutter hat mich falsch zur Welt gebracht... Ich sollte ein Mann sein, nicht eine Frau. Mein Mann hilft auch, aber ich habe immer das Gefühl, dass ich an alles denken muss. Wenn man die Dinge aufteilt, dann kann man immer nur an den eigenen Teil denken und nicht auch noch an den anderen. Im Moment mache ich das Meiste, ich würde gerne teilen... Wenn ich ein Mann wäre, dann würde ich nichts mehr machen, ich wäre ein Pascha (lacht). Nein, aber ich möchte niemanden tragen müssen und ich möchte nicht, dass mich jemand tragen muss, sondern ich möchte einfach Seite an Seite laufen, gleich...»

Doppel- und Dreifachbelastung – und das schlechte Gewissen

«Am Samstag habe ich Schule und am Sonntag habe ich meistens frei. Wenn ich frei habe, bin ich mit meinem Sohn zusammen. Meistens gehen wir irgendwohin – zum Beispiel ins Museum oder in den Zoo oder wir machen mit dem Zug eine Reise.»

Neben der 65-Prozent-Anstellung als Betreuungsassistentin macht Mizgin samstags eine Ausbildung als Kinderbetreuerin. Meistens bleibt ihr deshalb nur der Sonntag als freier Tag – aber oft muss sie in ihrer Freizeit auch noch Hausaufgaben für die Schule erledigen. Seit Mizgin in die Schweiz gekommen ist, hat sie Kurse besucht und sich weitergebildet, damit ihre Familie unabhängig und ohne Unterstützung leben kann.

«Am Anfang habe ich einen Deutschkurs besucht, immer am Abend. Und dann immer Fortbildungen. Seit Mael auf der Welt ist, bin ich immer so im Stress. Ich habe immer das Gefühl, dass ich zu wenig Zeit habe für ihn und habe deswegen immer Schuldgefühle. Aber er kann und weiss sehr viel, er ist sehr selbständig. Für mich ist es einfach zu viel, obwohl ich mir Mühe gebe. Früher, bevor meine Schule anfing, hatte ich noch mehr Zeit. Dann sind wir regelmässig ein- bis zweimal in der Woche in die Bibliothek gegangen. Jetzt gehen wir im Monat vielleicht ein- oder zweimal. Manchmal denke ich mir «Warum



«Wenn man die Dinge aufteilt, dann kann man immer nur an den eigenen Teil denken und nicht auch noch an den anderen. Im Moment mache ich das Meiste, ich würde gerne teilen...»

habe ich ihn auf die Welt gebracht, wenn ich nie Zeit habe für ihn?» Zum Beispiel vor einer Woche habe ich Schule gehabt und wollte eigentlich mit ihm auf das Jugendschiff gehen. Immer wieder hatte ich keine Zeit, bis ich mir im Zug überlegt habe, wie ich das machen könnte. Ich dachte mir, «Ich muss ihn unbedingt heute dorthin bringen, weil ich nachher wieder arbeite und keine Zeit habe». Dann habe ich meinen Mann angerufen und ihn gebeten, Mael schon mal bereit zu machen bis ich zu Hause bin. Ich habe nichts gegessen und bin mit ihm dorthin gegangen. Sie haben an diesem Tag dort Geschichten erzählt und ich dachte für mich «Jetzt kann ich in der Nacht ruhig schlafen.»»

Wenn Mizgin über ihren Sohn erzählt, spürt man, dass sie hohe Ansprüche an sich und die Betreuung und Erziehung von Mael stellt: «In unserer Kultur macht niemand so viel mit Kindern. Es gibt halt viel Fernsehen und viele Spielsachen und dann ist fertig. Bei uns ist das geregelt: Er darf am Samstag fernsehen und am Freitag Videospiele machen. Sonst nicht. Deswegen kennt er jetzt auch die Wochentage. Er fragt immer: «Mama, darf ich morgen Spiele machen?» und dann am Samstag: «Darf ich fernsehen?»»

Mizgin wäre glücklich, etwas mehr Zeit und Entlastung zu haben: «Es wäre schön, wenn mein Mann 100 Prozent arbeiten würde und ich 40 oder 50 Prozent. Ich bin oft überfordert, da ich gleichzeitig ganz viele Sachen machen muss. Manchmal ist es aber auch schön, denn wenn ich zuhause bleibe, finde ich es auch langweilig. Ich muss einen Mittelweg finden...»

Zwischen hier und dort

«In der Türkei haben wir in einem Dorf gelebt und wir hatten alles, was wir brauchten. Als wir hierher gekommen sind, waren wir zuerst in Laufen und wir mussten zur Sozialhilfe. Es war so schlimm für uns. Mein Vater hat auch geweint. Es ist sehr schwierig, erst geht es dir gut und plötzlich bist du ganz unten.»

Obwohl es für Mizgin und ihre Familie nach ihrer Flucht in die Schweiz anfangs schwierig war, war sie erleichtert, endlich an einem Ort bleiben zu können. Deswegen wollte sie auch ihrem jetzigen Ehemann, den sie schon in der Türkei kennengelernt hatte, nicht nach England folgen: «Er war fünf Jahre in England und wollte, dass ich dorthin komme, aber das wollte ich nicht. Seit meiner Kindheit sind wir immer wieder umgezogen. Ich

konnte nie richtige Freunde haben, weil ich immer das Gefühl hatte, dass wir immer wieder weggehen. Darum wollte ich, dass Schluss damit ist. Wir haben dann in der Schweiz geheiratet. Finanziell war es für ihn sehr gut mit der Arbeit in England. Hier mussten wir zur Sozialhilfe. Das war für uns beide sehr schwierig, wir haben uns immer wie Bettler gefühlt, weil wir dachten, dass wir gesund sind und es keinen Grund gibt, zur Sozialhilfe zu gehen. Gottseidank sind wir jetzt nicht mehr darauf angewiesen.» Um die Unabhängigkeit für ihre Familie und eine Stabilität in ihrem Leben zu erreichen, hat Mizgin sich von Anfang an sehr bemüht, sich in der Schweiz zu integrieren: «Zum Beispiel für die Sprache musste ich viel kämpfen. Ich bin während zirka vier Jahren immer wieder zu der Gemeinde gegangen und habe gesagt, «ich möchte freiwillig arbeiten, ich möchte 100 Prozent arbeiten, nur damit ich die Sprache lernen kann». Aber ich habe keine Unterstützung bekommen, nichts. Das finde ich blöd. Wenn ich jetzt die Sprache nicht könnte, dann könnte ich nicht mit dir sprechen und mich auch nicht integrieren. Es ist sehr schwierig ohne Sprache.»

Die Arbeit im Tagi gibt Mizgin eine grosse Befriedigung und Anerkennung: «Mein Arbeitgeber ist eine grosse Unterstützung. Ich fühle mich sehr wohl dort, und es ist wie ein Zuhause. Meine Chefin hat mich gefragt, ob ich vorhabe wegzugehen, wenn ich die Ausbildung fertig habe, und ich habe zu ihr gesagt: «Wenn du mich vor die Tür schickst, komm ich zum Fenster wieder rein». Ich denke, dieses Gefühl ist gegenseitig. Manchmal habe ich einen Termin, und dann ruft sie mich an und sagt mir, dass sie jemanden braucht, und dann springe ich ein. Ich denke, ich mache viel für sie und sie gibt mir auch viel. Sie vertraut mir und ich vertraue ihr auch.»

Für Zerdan ist die Arbeitssituation durch seinen Unfall schwieriger als für Mizgin. Da er sich immer wieder erfolglos um viele Stellen beworben hat, denkt er manchmal sogar daran, in die Türkei zurückzukehren. Für Mizgin ist dies jedoch ausgeschlossen, da sie sich mittlerweile vor allem als Schweizerin fühlt. Trotzdem rufen die zwei verschiedenen Zuhause immer wieder ein Gefühl der Zerrissenheit in ihr hervor, wie sie mit Tränen in den Augen erzählt: «Es ist sehr schwierig, wenn man aus einer anderen Kultur kommt und sein Heimatland verlassen muss. Ich bin jetzt seit zirka 12 Jahren in der Schweiz und ich durfte noch nie in die Türkei gehen. Jetzt ist die Schweiz mein Heimatland. Zum Beispiel vor zwei Tagen war ich in einem türkischen Laden. Der Verkäufer hat mich gefragt, aus welcher Stadt ich komme in der Türkei, aber ich habe gesagt: «Ich bin Schweizerin.» Er fragte, ob ich sicher sei und ich sagte: «Ja ich bin sicher.» Ich lebe hier, ich bin Schweizerin. Wenn Kurden fragen, sage ich, «ja ich bin aus Kurdistan, aber nicht aus der Türkei». Es ist sehr schwierig, weil andere das manchmal nicht verstehen... Ich möchte nicht zurückkehren. Es ist schwierig, aber ich gratuliere mir immer wieder, da ich versuche, auf meinen eigenen Beinen zu stehen. Ich empfinde die Schweiz als mein Heimatland. Manchmal gehe ich aber in meine Kindheit zurück und dann spüre ich, dass ein Teil von mir hier ist, und mit dem anderen Teil bin ich mit dort verbunden...»

Mehrfachbelastung und Zeitnot in Haushalten mit wenig Ressourcen

Mizgin ist 38 Jahre alt. Sie möchte mit ihrem Mann «Seite an Seite laufen». Aber das geht nicht. Sie möchte mit ihm kochen, haushalten und die Kinder betreuen. Aber die Vorfahren lebten das anders. Und die Tradition wirkt wie ein Gebot. Mizgin wäre deshalb lieber ein Mann. Ein Pascha sogar, der seine Frau arbeiten lässt. Sie stellt sich das so vor. Sie verkehrt ihre Realität in eine Vision. Das hilft; aber nicht wirklich.

Um beruflich vorwärts zu kommen, bildet sich Mizgin weiter. Sie besucht einen Kurs nach dem anderen. Das bringt sie weiter; aber nicht weit. Mizgin strengt sich enorm an. Sie gibt sich Mühe, versorgt Mann und Kind. Aber es ist ihr zu viel. Sie fühlt sich überfordert. Mizgin musste auch schon einmal Sozialhilfe annehmen. Und kam sich wie eine Bettlerin vor. Das will sie nie mehr erleben. Sie will unabhängig sein. Die Arbeit im Tagesheim gefällt ihr. Hier bekommt Mizgin viel Anerkennung. Das tut ihr gut. Und ihr Mann ist ihr gegenüber eigentlich auch recht aufmerksam. Vor allem, wenn kein Besuch da ist. Dann hilft er ab und zu sogar beim Putzen. Aber die Folgen eines Unfalls belasten ihn. Und sie belasten Mizgin fast noch mehr. Sie übernimmt, was keine Versicherung abdeckt. Sie tut dies hier bei uns, in der Schweiz, die für Mizgin zur neuen Heimat geworden ist. Ihren Mann zieht es allerdings in die alte Heimat zurück, nach Kurdistan. Das bedroht Mizgin. Sie will hier bleiben. Und sie leistet viel dafür. In einem Care-Arrangement, das anschaulich dokumentiert, wie stressig und zerrissen ihre Lebenslage ist.

Mizgin übernimmt viel Hausarbeit. Wie andere Migrantinnen auch. Das zeigt das stimmige Porträt. Kulturelle Prägungen verstärken die einseitige Arbeitsteilung, wobei das in den meisten («Schweizer») Haushalten immer noch ähnlich funktioniert. Hinzu kommt die berufliche Arbeit. Hier leistet Mizgin ebenfalls den Hauptharst. Auch, weil ihr Mann wegen den Folgen eines Unfalls nur be-

schränkt erwerbsfähig ist. Das ist speziell, kommt aber öfters vor. Die Erwerbsquote der Migrantinnen liegt generell über dem Durchschnitt. Ihr Anteil an den erwerbstätigen Armen (working poor) ist sogar fast doppelt so hoch wie der durchschnittliche. Mizgin bezeichnet sich allerdings nicht als Migrantin, sondern als Schweizerin. Und eckt damit im türkischen Laden an. Sie bewegt sich schon seit zwölf Jahren geschickt zwischen den Kulturen. Das Hin-und-Her verlangt viel Kraft und Anpassung. Und das aufwändige Care-Arrangement strengt Mizgin an.

Prof. Dr. Ueli Mäder ist Professor am Institut für Soziologie der Universität Basel und Professor an der Hochschule für Soziale Arbeit Nordwestschweiz.

Kutzner, Stefan, Ueli Mäder und Carlo Knöpfel (Hg.) (2004): Working poor in der Schweiz. Verlag Rüegger: Zürich.

Erwin Carigiet, Ueli Mäder, Michael Opielka, Frank Schulz-Nieswandt (Hg.) (2006): Wohlstand durch Gerechtigkeit. Deutschland und die Schweiz im sozialpolitischen Vergleich. Rotpunktverlag: Zürich.

Johannes Gruber, Ueli Mäder, Peter Streckeisen und Sarah Schilliger (Hg.) (2010): Basel von unten. 14 Porträts. Edition 8: Zürich.

«Es bedeutet, du bist verantwortlich – und zwar immer verantwortlich für das Kind.»

Céline Meyer lebt zusammen mit ihrer vierjährigen Tochter Lea in einer Zweizimmerwohnung im Gundeli. Sie arbeitet zu 80 Prozent in einem Büro. Die Tochter wird im Tagesheim und von der Grossmutter betreut. Célines Mutter hat eine sehr enge Beziehung zu ihrem Grosskind und springt auch immer mal wieder flexibel ein. Ihren Vater kennt Lea nicht.

Das Arrangement um die Arbeit herum

«Die Betreuung ist so organisiert, dass Lea drei fixe und ganze Tage in der Krippe ist und einen Tag bei meiner Mutter.»

Céline lebt seit der Geburt ihrer Tochter alleine mit ihr. Der Vater hat sich nie für Lea interessiert. Céline mag ihre Arbeit und sie findet, dass die Organisation der Betreuung mit dem Tagesheim und den Grosseltern sehr gut funktioniert.

«Ich hätte gerne eine Putzfrau... Ich hätte gerne ein Häuschen mit Garten (lacht). Nein, es ist alles gut so, wie es ist. Also ich würde gerne weniger arbeiten, das würde mir sehr entgegenkommen. Ich wollte reduzieren auf Sommer und das hätte auch geklappt mit dem alten Arbeitgeber. Beim neuen Arbeitgeber haben sie jemanden gesucht für 80 Prozent und es ist ein toller Job... Ich musste mir dann sagen, am alten Ort kann ich nicht bleiben, da werde ich immer wie blöder, also dann muss ich das jetzt halt einfach annehmen... Ja, denn es ist eigentlich wirklich ein sehr cooler Job.»

Die Herausforderung ist, Arbeit und Betreuung möglichst optimal zu koordinieren. Ein bisschen Sorgen bereitet ihr vor allem der Wechsel ihrer Tochter in den Kindergarten: «Ab Sommer ist halt einfach alles anders, weil der Kindergarten kommt. Ich finde nicht, dass ich einen ganzen Tag frei haben muss, wenn Lea am Morgen sowieso nicht hier ist. Das wäre für mich wie verschwendete Zeit, also ich meine, es wäre Zeit für mich, das wäre super (lacht). Aber es macht keinen Sinn in meinen Augen. Ich weiss nicht, wie es das Tagi möchte, das ist gerade noch in Diskussion. Ob sie meinen Wünschen nachkommen können, das weiss ich nicht. Man ist halt immer sehr abhängig, oder? Und ich glaube, meine Mutter ist auch nicht so flexibel, dass sie jetzt jeden Tag einspringen könnte. Sie hat mal erwähnt, dass sie das Pensum reduzieren möchte, aber ob sie dann mehr auf Lea schaut, weiss ich nicht. Und eigentlich möchte ich das gar nicht. Ich finde es zwar super, aber es ist ja nicht so, dass sie mein Kind erziehen soll, auch die Krippe nicht.»

Als alleinerziehende Mutter ist Flexibilität gefragt. Und als Alleinerziehende, ist für die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie auch der Goodwill des Umfelds unabdingbar. Célines letzter Chef hat ihr pro Krankheitsfall der Tochter jeweils drei Abwesenheitstage zugestanden, obwohl andere Arbeitgeber diese drei Tage nur einmal im Jahr gewähren. Sie denkt, dass dies so war, weil er selbst eine vierjährige Tochter hat, die oft krank war.

«Die Krippenleiterin und ich verstehen uns sehr gut. Sie ist auch alleinerziehende Mutter und ich denke, das hilft sehr. Ich hatte auch nie Zusatzkosten letztes Jahr. Oft muss man dann ja bezahlen, wenn man das Kind zusätzlich bringt. Das hätte ich mir aber nicht leisten können letztes Jahr.»

Die Grossmutter und weitere Betreuungs-Joker

«Ich hätte gerne mehr Zeit für Lea, aber sie ist rundum umsorgt. Ich habe das Gefühl, es fehlt ihr an nichts, vielleicht manchmal an mir, aber das kann ich nicht ändern.»

Célines Mutter und deren Partner, die ausserhalb von Basel auf dem Land leben, sind fest in die Betreuung von Lea einbezogen und springen auch oft flexibel ein. Immer wieder drückt Céline aus, wie dankbar sie für diese Unterstützung ist: «Immer am Mittwochabend bringe ich die Kleine zu meiner Mutter oder sie geht sie direkt in der Krippe holen, und dann schläft sie dort und bleibt dann am Donnerstag. Ich habe zwischendurch einen Babysitter, der auf Lea aufpasst. Das kommt aber eher selten vor. Meistens wird sie wirklich von meinen Eltern betreut, wenn ich mal etwas habe. Mit meiner Mutter hat sie ein wahnsinnig in-niges Verhältnis. Meine Mutter liebt dieses Kind, als wenn es ihr eigenes wäre, glaube ich. Sie ist auch bei der Geburt dabei gewesen und dort gab es einen Moment, als der Kopf draussen war. Das Kind hat die Augen aufgemacht und es war ein Sternengucker, also es hatte die Augen nach oben und mein Mami hat ihr in die Augen gesehen und sie hat gesagt, «ich habe die Seele von deinem Kind gesehen». Ich glaube, das war der Moment, als sie beschlossen hat, das ist ihre grosse Liebe. Die Kleine ist so gerne bei ihnen, wenn sie sie lange nicht gesehen oder gehört hat, dann vermisst sie sie auch.»



Traurig ist Céline über den freien Abend, den sie mit Leas Wechsel in den Kindergarten verlieren wird. Da die Grossmutter Lea am Morgen nicht vom Land nach Basel in den Kindergarten bringen möchte, wird sie Lea nicht mehr am Vorabend abholen kommen. Da ihre Mutter selber erwerbstätig ist und nicht immer einspringen kann, ist Céline in Ausnahmesituationen auf weitere Unterstützung angewiesen: «Letztes Jahr gab es immer wieder mal Änderungen, weil ich temporär und an immer wieder anderen Tagen gearbeitet habe. Dann musste ich immer koordinieren mit der Krippe, meiner Mutter und meiner Cousine. Es war wirklich ein Chaos letztes Jahr. Ja, wenn dir natürlich deine Firma sagt, «du musst dann arbeiten kommen», dann bist halt einfach darauf angewiesen, dass dein Umfeld auch mitspielen kann. Jetzt im Juni wird es auch zwei ganze Tage geben, an denen meine Freundin Mira hierherkommt und auf Lea aufpasst, weil ich sonst einfach niemanden habe. Meine Mutter ist in den Ferien und ich hätte eigentlich frei genommen, aber ich werde ja ab Juni einen neuen Job habe und dann kann ich nicht gleich frei nehmen. Ich habe dann eine E-Mail an alle meine Freunde geschickt, von denen ich wusste, sie haben dann mal einen Tag Zeit, und da fand Mira gleich, sie mache das. Ich bin saufroh. Und auch sonst habe ich das Gefühl, die Leute sind schon bereit zu unterstützen, man muss halt einfach fragen – ich frage halt einfach meistens nicht, aber ich bin dann auch nicht enttäuscht, wenn niemand hilft.»

Allein erziehen heisst alleine verantworten

Der gewöhnliche Alltag funktioniert für Céline gut, wie sie erzählt. Jedoch müssen die alltäglichen Aufgaben gut geplant und organisiert sein, und gleichzeitig muss sie jederzeit sehr flexibel bleiben und ihre Pläne stets anpassen.

«Putzen, also die Sachen, die keinen Lärm machen, die erledige ich meistens am Abend, wenn Lea im Bett ist. Staubsagen geht dann halt nicht, weil sie aufwachen würde. Meistens mache ich mit ihr am Samstag am Morgen einen Grosseinkauf, damit es dann auch wieder reicht für fast eine Woche. Wenn es doch nicht reicht, gehen wir halt sonst noch mal nach dem Arbeiten und der Krippe zusammen einkaufen, aber das ist sehr unangenehm, weil sie dann sehr müde ist, Hunger hat und nach Hause möchte.»

Schwierig kann es jedoch werden, wenn Lea krank ist und Céline zu Hause bleiben müsste oder wenn sie selbst mal ausfällt, z.B. als sie einen Zusammenbruch erlitt. In diesen Momenten wird es ihr bewusst, wie schwierig es sein kann, wenn man alleine verantwortlich ist: «Vor kurzem hatte Lea eine Lungenentzündung, und das dauerte lange. Da hat sich auch meine Mutter um sie gekümmert, und mein Stiefvater hat noch einen Tag frei genommen. Man kann ja nicht die ganze Zeit fehlen bei der Arbeit. Die grösste Unterstützung bekomme ich wirklich von meinen Eltern und zwar in allen Lebenssituationen. Sie stehen auch mal im Spital, wenn ich sage, ich halte es nicht mehr aus. Die Kleine ist vom Hochstuhl gefallen, rückwärts auf den Hinterkopf und war bewusstlos. Sie war bei meiner Mutter zu Hause und diese ist sofort mit ihr ins Spital. Ich bin dann auch

sofort dahin und war froh, dass mir noch jemand die Sachen gebracht hat. Als sie noch ein Baby war, musste ich einmal ins Spital. Ich musste sofort dort bleiben und wurde operiert. Meine Mutter hat die Kleine dann abgeholt und am Morgen in die Krippe gebracht und wieder geholt. Ich war mega froh, dass sie das gemacht hat.»

Auch die Belastungen und Sorgen trägt Céline alleine: «Klar gibt es auch Schwieriges. Es bedeutet, du bist verantwortlich – und zwar immer verantwortlich für das Kind. Wenn ein Kind krank ist, ist es nicht so lustig. Du machst dir viel Sorgen und weisst nie, ob es etwas Schlimmeres ist. Du überlegst Dir, ob eine Lungenentzündung ist, ob Du ins Spital musst und wie es mit der Sauerstoffsättigung in der Nacht funktioniert...»

Céline hat sich damit abgefunden, dass sich der Vater von Lea nie für sie interessiert hat. Was sie jedoch schlecht akzeptieren kann, ist, dass die für die Alimentenbevorschussung zuständige Person den Vater wegen den fehlenden Zahlungen in Schutz genommen hat. Sie fühlt sich in dieser Hinsicht nicht unterstützt vom Staat. Zudem werde die Alimentenbevorschussung seltsam berechnet. So hat sie diese für ein Jahr erhalten und im Jahr darauf wieder nicht, da die Alimentenbeträge ihrem Einkommen angerechnet wurden und sie so die Einkommensgrenze für den Alimentenanspruch überschritt: «Jetzt habe ich auf Grund der Alimente keine Alimente mehr.»

«Also der Staat ist schon ein bisschen ein «Lauerbetrieb», muss ich sagen. Der ganze Betrieb dort, es ist egal welche Stelle. Es gibt zwar diverse Organisationen und Vereine, die dir helfen, wenn du Fragen hast von rechtlicher Natur usw. Aber trotzdem, es ist ein riesiger Dschungel, in dem du dich zurechtfinden musst: Aha Prämienverbilligung gibt es noch. Habe ich wohl Anspruch auf das? Dann musst du wieder 10 000 Formulare ausfüllen, um diesen Anspruch geltend machen zu können. Ich blicke nicht ganz durch, wie das mit diesen Alimenten funktioniert, sie ändern ständig das System. Ich bekomme einfach Beschlüsse, in denen steht, sie bekommen jetzt keine Bevorschussung mehr oder sie bekommen nur noch 600 Franken bevorschusst, statt das, was sie sonst zugute hätten. Ich habe ja auch schon Verbesserungsvorschläge geschickt, aber nie eine Antwort erhalten (lacht). Als das aktuell war mit dem Gericht und dem Urteil und so, habe ich mich hingeworfen und einen Brief geschrieben. An den Regierungsrat, weil ich dachte, das ist die richtige Stelle. Man hat mir gesagt, ich soll den Brief eingeschrieben schicken, damit ich eine Antwort bekomme. Ich habe leider trotzdem keine Antwort bekommen, und das fand ich voll daneben. Aber ja, die haben sicher auch anderes zu tun. Ich finde, man kümmert sich um diverse Gruppierungen, nicht aber um Alleinerziehende.»

Der Dauerlauf von Alleinerziehenden

Céline beschreibt in den Interviewpassagen eindrücklich, wie sie ihre Erwerbstätigkeit und die Betreuung ihrer Tochter unter einen Hut bringt: Es ist ein ausgeklügeltes, fein aufeinander abgestimmtes Care-Work-Arrangement. Aber es ist ein fragiles Arrangement. Diese Prekarität ist jedoch nicht auf den ersten Blick erkennbar. Denn Céline ist nicht prekär angestellt, sie scheint über ein regelmässiges, mittleres Einkommen zu verfügen. Dennoch weist ihre Lebenslage prekäre Züge auf. Diese lassen sich jedoch nur erfassen, wenn der Blick weg von der Sphäre der Erwerbsarbeit hin zum Lebenszusammenhang von Céline gelenkt wird. Betrachtet man die unbezahlte Arbeit näher, wird sichtbar, dass Céline ihrer Doppelrolle als Familienernährerin und Care-Verantwortliche nur mit Hilfe ihrer Mutter und deren Lebenspartner nachkommen kann. Denn die Interviewte kann sich mit ihrem Einkommen nur drei Tage formale Kinderbetreuung für ihre Tochter leisten. Extrabetreuungsleistungen kann sie nicht finanzieren. Bereits für kleine Ausnahmefälle ist sie auf den «guten Willen» der Krippenleitung angewiesen. Der vierte Betreuungstag wird von ihrer Mutter abgedeckt. Damit wird eine zentrale, nicht-materielle Ressource sichtbar, die für die Stabilität von Célines Lebenslage unabdingbar ist: Das soziale Netz bzw. die informelle Unterstützung, die sie daraus zieht. Nichts wird deutlicher im Porträt von Céline, als die unbezahlte Arbeit, die ihre Mutter für diesen Haushalt leistet. Dies zeigt sich insbesondere in Krisensituationen, etwa wenn Lea oder Céline selbst krank werden. Formelle Hilfe wäre in dieser Situation unbezahlbar für die Porträtierte, denn die materiellen Ressourcen sind knapp. So ist die buchstäblich unbezahlbare Unterstützung der eigenen Mutter ein zentrales Element dieses Arrangements. Ein regelmässiges Einkommen, ein sicherer Arbeitsplatz, planbare Arbeitszeiten, zuverlässige informelle Hilfe, die auch kurzfristig mobilisierbar ist – dies sind die «Stabilisatoren» dieser Lebenslage, ohne die die Fragilität der Lebenslage des Haushaltes in manifeste Prekarität kippen würde.

Eine weitere, nicht-materielle Ressource darf nicht vergessen werden: die verfügbare Zeit. Wie im Porträt von Céline zwischen den Zeilen deutlich wird, ist Eigenzeit ein knappes Gut, denn der Alltag wird dominiert von Erwerbsarbeit und Care-Verpflichtungen. Der

einzigste freie Abend droht demnächst verloren zu gehen, wenn Lea in den Kindergarten kommt. Diese eklatante Zeit-Prekarität zeigt sich allerdings nicht nur bei Alleinerziehenden. Gerade bei Haushalten, in denen sich die Paare Haus-, Care- und Erwerbsarbeit teilen, wird der Alltag zu einem «Dauerlauf», in dem der Stab der Verantwortung von einer Hand rennend in die nächste übergeben wird. Wie uns ein Vater in einem Interview treffend sagt: «Es ist wie eine Stafette: Die Frau kommt, ich gehe oder umgekehrt». Wenn der Stab – wie im Beispiel von Céline – an niemanden übergeben werden kann, dann wird erst klar, wie fordernd dieses «Immer-verantwortlich-Sein» tatsächlich ist.

Michèle Amacker ist Diplomassistentin an der Universität Fribourg und beteiligt an einem Forschungsprojekt des Schweizerischen Nationalfonds zu Haushalten in prekären Lebenslagen.

Michèle Amacker (2011): «Da haben wir wenig Spielraum.» – Familienernährerinnen in prekären Lebenslagen. In: WSI-Mitteilungen, 64(8), S. 409–415.

Michèle Amacker (2012): «Und seit dann bin ich einfach daheim, Modell Hausmann.» Prekäre Konstellationen: Lebensführung von Haushalten in prekären Lebenslagen zwischen Erwerbs- und Care-Arbeit. In: **Vera Moser und B. Rendtorff** (Hg.) Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Band 8. Barbara Budrich Verlag, S. 65–80.

«Eine Person zu Hause zu haben, kann ich mir besser vorstellen als ein Nachttagi – also Nachti...»

Sofia und Christian Coppola wohnen mit ihren Söhnen Mauro (2) und Luca (10) im Kleinbasel. Sie kommen aus zwei verschiedenen europäischen Ländern und leben seit etwa zwanzig Jahren in der Schweiz. Da ihr MusikerInnen-Beruf grosse zeitliche und örtliche Flexibilität erfordert, kann die Betreuung der Kinder durch die öffentlichen Angebote nicht gewährleistet werden. Seit drei Jahren kümmert sich deswegen Sofias Cousine Vera regelmässig um die Kinder. Sie bleibt jeweils für etwa drei Monate in Basel und kehrt dann zurück in ihr Heimatland.

Unpassende Betreuungsangebote für Abend- und Wochenendarbeit

«Unsere Situation ist sehr stark verbunden mit unserem Beruf. Dieser gibt uns eigentlich vor, dass wir oft am Abend weg sind. Ich bin durchschnittlich vier Nachmittage und Abende unter der Woche bis um Mitternacht weg. Dann kommen immer wieder Samstage und Sonntage dazu. Also auf 52 Wochenenden ich bin sicher acht oder vielleicht auch mehr ganz weg für die Proben. Ganz weg heisst: den ganzen Tag von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends oder so. Und dann kommen noch die Konzerte dazu, das sind nochmals etwa acht Wochenenden.»

Nicht nur Christian, auch Sofia ist viel unterwegs. Sie hat zwei Teilzeit-Festanstellungen in Basel und in einer anderen Stadt, gibt daneben freischaffend Musikstunden und spielt Konzerte in anderen Städten und Ländern. Das Arbeitspensum können beide nicht reduzieren, da ihr tatsächlicher Verdienst pro Stunde durch den Zusatzaufwand wie Reisen, Organisation und Vorbereitungen relativ tief ist. Wenn sie kurzfristige Anfragen erhalten, müssen sie zeitlich sehr flexibel sein. Solche Angebote müssen sie annehmen, wann immer es geht, da neue Kontakte auch Chancen für neue Aufträge bringen.

Zwar ist Mauro, der jüngere Sohn, an zwei Tagen pro Woche in der Kinderkrippe, doch kann dies die Betreuung der Kinder bei weitem nicht abdecken: «Für uns ist es schwierig, auf die institutionelle Unterstützung zurückzugreifen, die es gibt, weil diese natürlich nicht auf uns zugeschnitten ist. Sie ist an die Bedürfnisse der meisten Leute angepasst, die morgens das Kind abgeben und um fünf zurückkommen, um es abzuholen. Für diese Leute ist das perfekt. Aber an Abenden und Wochenenden ist einfach niemand da. Es gibt keine Kinderkrippe, es gibt nichts...»

Sofia ergänzt, dass es in Zürich wenigstens Kinderkrippen gibt, die kurzfristige «Notfalldienste» und sogar Nachtplätze anbieten, doch Christian zweifelt, ob dies eine optimale Lösung wäre: «Ich glaube, du kannst die Kinder nicht einfach abgeben in der Nacht, wenn sie niemanden kennen. Eine Person zu Hause zu haben, kann ich mir besser vorstellen als ein Nachttagi – also Nachti...» Deswegen macht sich Sofia auch immer wieder grundsätzliche Gedanken über die Vereinbarkeit von ihrem Beruf und der Familie: «Es gibt Leute, die haben einen anderen Beruf. Vielleicht hätten wir auch unsere Konzerte reduzieren oder den Beruf wechseln können, aber nein... – man will Kinder und man will auch diesen Beruf weitermachen. Ich hab mich schon oft gefragt, ob man auf eine Familie oder den Beruf verzichten soll, oder es eben doch so versuchen...»

Die temporäre Ersatzgrossmutter

«Die Betreuung von unseren Kindern ist schwierig, weil wir beide Ausländer sind und deshalb nicht zurückgreifen können auf die Unterstützung von Grosseltern, was hier und in allen Ländern immer noch der Normalfall ist.»

Die ersten drei Jahre nach der Geburt des ersten Sohnes kam Sofias Mutter oft nach Basel für eine gewisse Zeit. Auch Christians Mutter hat die Familie immer wieder unterstützt. Mittlerweile sind beide Grossmütter jedoch älter geworden. Vor etwa vier Jahren haben Christian und Sofia dann deren Cousine Vera wiedergetroffen. Für die 61-jährige Vera ist es trotz ihrer Hochschulbildung als Diplomatin schwierig, noch eine Arbeit zu finden: «Es ist eine Möglichkeit, mir finanziell ein bisschen zu helfen. Denn nach 37 Jahren Arbeit beträgt meine Rente 105 Euro pro Monat. Dies reicht nicht aus, um zu leben. Jeder dort sucht eine zusätzliche Arbeit, man sucht Mittel, um zu überleben.»

Hier in der Schweiz wird Vera mit 900 Franken pro Monat entlohnt – plus Kost und Logis und weitere Naturalien. Sie bleibt jeweils für etwa drei Monate in Basel und geht dann für eine gewisse Zeit zurück in ihr Heimatland.



«Sie ist unsere feste Nanny, wie eine Adoptivgrossmutter. Die Mutter sozusagen, die das alles koordiniert, und es ist geputzt und es ist gekocht.»

Christian und Sofia zählen voll auf ihre Unterstützung. Für Vera, die selber keine Kinder hat, fühlt es sich wie Familie an: «Es ist sehr angenehm, weil es für mich kein Beruf ist, sondern sie sind für mich wie meine Familie und ich fühle mich sehr wohl bei ihnen. Und die Situation dieser Familie ist schwierig, weil sie Musiker sind. Denn am Tag kann man etwas organisieren, aber am Abend ist es schwierig. Man müsste einen Babysitter nehmen, aber wenn man jedes Mal einen anderen hat, ist das nicht gut für die Kinder. Für mich ist es sehr wichtig, Vertrauen zu haben. Die Kinder müssen zur Ruhe kommen können. Am Abend wollen sie erzählen, wie ihr Tag war. Es reicht nicht, ihnen zu Essen zu geben und sie ins Bett zu bringen. Zum Beispiel frage ich Luca am Abend immer, wie alles gegangen ist und erzähle dem Kleinen, was wir am nächsten Tag unternehmen werden.»

Christian und Sofia haben für Vera eine Mansarde in der Nähe ihrer Wohnung gemietet. Dort übernachtet sie meistens und dort kann sie an ihrem freien Tag auch «ihre Ruhe haben». Vera ist sehr gerne «Grossmutter», vermisst aber oft ihre richtige Familie und ihre Freunde.

«Wenn ich ehrlich bin, fehlt mir manchmal der Kontakt mit Menschen, die etwas älter sind. Ich kann mit Sofia und Christian nur am Abend spät Kontakt haben. Ich erzähle ihnen dann, was am Tag passiert ist und ob es Probleme gibt und Ähnliches. Und in der restlichen Zeit bin ich vor allem mit einem zweijährigen Kind zusammen. Der Kontakt mit Erwachsenen fehlt mir. Es ist sehr angenehm mit den Kindern, aber nur mit ihnen zu sein... Es ist nicht ermüdend, aber es reicht nicht.»

Auch Sofia macht sich oft Gedanken darüber, wie sie Vera den Aufenthalt hier möglichst angenehm gestalten kann, da diese in dieser Zeit aus ihrem eigenen sozialen Umfeld herausgerissen wird. Wenn Sofia zum Beispiel selbst ein Konzert gibt, versucht sie, einen Babysitter zu engagieren, damit sie Vera mitnehmen kann.

«Vera ist da und braucht auch meine Zeit und Aufmerksamkeit, da sie jemanden braucht, um sich auszutauschen. Dies kann auch ein bisschen belastend sein. Ich muss dann zuhören und teilnehmen. Bei anderen Babysittern kann ich am Abend, wenn ich nach Hause komme, einfach bezahlen und sagen, «vielen Dank» und «Tschüss». Mit ihr nehme ich mir Zeit. Ich trinke vielleicht ein Glas Wein mit ihr, weil ich weiss, dass sie das entspannt, oder wir reden. Manchmal sind es eine oder zwei Stunden. In dieser Zeit hätte ich vielleicht sonst noch ein paar E-Mails erledigt. Also es ist nicht unbedingt und immer zeitsparend, wenn du es so organisierst... Bei dieser Betreuung ist es für mich eine zusätzliche kleine Belastung, mir zu überlegen, welches Angebot ich Vera ausserhalb der Arbeit machen kann, damit sie sich entspannen kann, sich noch als Mensch gut fühlt und eben auch sozial eingebunden ist und ausgeglichen bleibt.»

Wenn die «Grossmutter» zu Hause ist

«Ich weiss, warum ich keine Lust habe, hier zu bleiben und hier zu leben. Entschuldigung. Hier ist alles sehr, sehr gut, aber trotzdem liebe ich mein Heimatland und meine Heimat ist dort. Meine Freunde sind dort. Ich weiss, dass ich jetzt für drei Monate hier bin – und das nächste Mal komme ich wieder für zwei oder drei Monate...»

Für Vera ist es jedes Mal ein «provisorisches Gefühl», hier zu sein. Doch für Sofia und Christian ist es «in den Zeiten, in denen sie nicht hier ist, katastrophal.» Christian meint zu seiner Frau: «Als sie letztes Jahr nicht gekommen ist, war ich zwei Wochen im Ausland auf Konzertreise, und du warst mit deiner Arbeit beschäftigt. Deine Mutter ist mit 80 Jahren hierher gekommen und hat einen Monat lang hier für die Kinder und den Haushalt gesorgt. Danach war meine Mutter einen Monat hier. Sie hat zwar nicht mehr die Kraft, draussen auf Mauro aufzupassen, aber sie ist wenigstens eine Präsenz zuhause. Dann im Mai haben wir einen Monat lang versucht, mit Babysittern und Freunden alle diese Lücken zu schliessen und für jeden Abend jemand anderen zu finden. Aber es ist schwierig so. Dann waren noch die Nichte und der Neffe von Sofia für drei Wochen hier, sie sind 18 und 20 Jahre alt. Also kurz gesagt: Wenn Vera nicht da ist, dann ist alles eine Kombination anderer Lösungen – aber mit viel Schwierigkeiten. Es macht einen grossen Stress, wenn du niemanden wirklich hast und jeden Tag überlegen musst, wer heute helfen könnte.»

Auch bei Babysittern sei es schwierig, jemanden zu finden, der immer wieder flexibel verfügbar sei, vor allem an Abenden, an denen ja die jungen Leute auch gerne frei haben. Ausserdem sei es nicht bezahlbar, an fünf Abenden pro Woche einen Babysitter zu engagieren. Manchmal kann die Betreuung deshalb nicht optimal organisiert werden, wie Sofia erzählt: «Manchmal geht das auch auf Kosten unserer Arbeit. Wir gehen dann direkt in den Zug und zu einer Probe oder an ein Konzert, weil wir vorher nur mit den Kindern beschäftigt waren. Auch am Wochenende leide ich oft unter schlechtem Gewissen, denn auch wenn ich kein Konzert habe, muss ich doch üben. Und wenn ich es am Wochenende nicht tue, dann bin ich am Montag nicht vorbereitet. Es ist selten, dass ich ein ganzes Wochenende nur für die Kinder habe oder dass ich etwas Längeres mit ihnen unternehmen kann...»

Durch diese ständige Organisation und Koordination leiden die beiden an einer «Zerstückelung unserer Zeit», wie es Christian beschreibt, und auch Sofia wünscht sich einen Moment der Konzentration: «Es wäre schön, mal so zwei Tage oder eine Woche am Stück zu Hause Zeit zu haben, damit ich gewisse Sachen, die sich mit den Jahren angesammelt haben, in Ordnung bringen könnte. Wenn man mit den Kindern zusammen ist, hat man nicht genügend Ruhe, um alles zu erledigen. Deswegen wäre es schön, wenn sie zum Beispiel mal eine Woche in ein Lager gehen könnten, damit ich mit der Zeit ganz frei machen könnte, was ich wollte.»

Privates Betreuungsarrangement bei stark flexibilisierter Erwerbsarbeit

Angebote zur Betreuung von Kindern mit flexiblen Betreuungszeiten sind häufig erfragte Bedürfnisse von Eltern und Arbeitgebenden. Eltern, die in Berufen mit variablen Arbeitszeiten arbeiten (beispielsweise in der Pflege), finden nur wenige Angebote mit wechselnden Betreuungstagen. Für Anbieter besteht die Schwierigkeit, eine tragbare Auslastung zu erreichen, ohne wiederholt Unter- und Überbelegungen zu schaffen. Die Folge ist, dass Eltern gezwungen sind, ihre Kinder in kostspieligen oder niederschweligen Angeboten oder durch Verwandte und Bekannte betreuen zu lassen.

Die Situation der porträtierten Familie, in welcher die Kinder nicht nur während Wochentagen betreut werden sollen, sondern kurzfristig für mehrere Tage, Nächte und Wochenenden, ist ausserordentlich. Für Familien mit solchen Strukturen ist es sehr wichtig aufzuzeigen, welche Angebote vorhanden sind und wie sich diese kombinieren lassen. Diese Informationen werden von Elternberatungsstellen zur Verfügung gestellt.

Im Vordergrund der familienexternen Betreuung steht das Wohl des Kindes, welches auf einer vertrauensvollen Beziehung zu den betreuenden Personen aufbaut. Hierbei sind pädagogische Rahmenbedingungen zentral, um eine positive Entwicklung zu fördern. Darum ist die Einschätzung der Familie richtig, dass die wiederholte unregelmässige Betreuung in der Kindertagesstätte über Nacht kaum eine Lösung sein kann. Für Kinder ist es sehr wichtig, dass sie in ihrer gewohnten Umgebung ihre Schlafgewohnheiten durchleben können. Eine Kinderbetreuung im eigenen Haushalt ist darum aus pädagogischer Sicht die bessere Lösung. Die Kinder sind so im bekannten Umfeld, pflegen eine vertrauensvolle Beziehung mit der betreuenden Person und werden weniger in die variable Berufswelt der Eltern einbezogen. Es ist jedoch kaum einfach, eine Person zu finden, welche die Möglichkeit hat, sich auf diese hochflexiblen Einsätze einzulassen. Dass eine Person wie im genannten Fall konstant in der Familie sein kann, kann zu arbeitsrechtlichen Kollisionen mit Ruhezeiten und zu hohen Lohnkosten führen.

Die Bestrebungen zur Erweiterung der schul- und familienexternen Angebote (Tagesschulen, Mittagstische, etc.), welche vorbereitet und teilweise in der Umsetzung sind, sollten auch für Familien mit flexiblen Arbeitsbedingungen eine Entlastung bieten. Ein Modell für die Beteiligung an Betreuungsangeboten zu Hause, analog der vorhandenen Unterstützung von Elternbeiträgen in Kindertagesstätten, wäre zu überprüfen.

Angebote zur Vereinbarung von Familie und Beruf sollen die Erwerbstätigkeit der Eltern auf jeden Fall unterstützen. Hier braucht es seitens der Arbeitgebenden Verständnis und die Bereitschaft zu familienfreundlichen Arbeitsbedingungen, wie dies in vielen Unternehmen bereits erkannt und umgesetzt wird.

Philippe Anex ist Geschäftsführer von Childcare Service Basel.

Unter dem Dach Childcare Service finden sich in der ganzen Schweiz Angebote und Dienstleistungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Childcare Service Basel erbringt ein umfassendes Dienstleistungsangebot mit einem Beratungsangebot für Unternehmen und Eltern. www.childcare.ch

«Wenn seine Mutter ihn mit dem Tragetuch herumgetragen hat, hat sie böse Blicke erhalten, wenn ich dasselbe gemacht habe, haben sie mich angestrahlt.»

Sebastian Keller lebt mit seinem vierjährigen Sohn Alex im obersten Stock eines grossen Hauses nahe der Grenze zu Basel. Sie wohnen dort zusammen mit Freunden. Der Garten im Hinterhof ist zugleich der Spielplatz des Tagis im Nebenhaus. Da Sebastian durch seine bescheidene Lebensweise mit einer 50-Prozent Stelle auskommt, hat er genügend Zeit, um sich selbst um seinen Sohn zu kümmern. Die Koordination und Organisation der Betreuung zwischen ihm und der Mutter des Kindes führt aber durch die räumliche Entfernung und ungenügende Rahmenbedingungen immer wieder zu Herausforderungen.

Das Leben in der «Sippe»

«Ich weiss, dass ich ein Modell lebe, das am Kommen ist und das nicht einfach zu leben ist. Ich finde es wichtig, dass man darüber spricht, da im alten System die Männer systematisch davon ausgeschlossen werden, eine echte Beziehung zu ihren Kindern aufzubauen. Ich finde es wichtig, dass sich die Männer emanzipieren können, um auch ihren Teil zu leisten, den die meisten zwar wollen, sich aber durch Sachzwänge daran gehindert sehen.»

Als Alex zwei Jahre alt war, haben sich Sebastian und seine damalige Freundin getrennt. Seither musste er erfahren, welchen gesetzlichen und strukturellen Hürden ein Vater ausgesetzt ist, der auch tatsächlich Vater sein möchte. Während Sebastian gemütlich auf dem Sofa sitzt, nachdenkt und erzählt, verkleidet sich Alex daneben als Zauberer und hat plötzlich Hunger: «Ja, geh runter und hol Dir ein Brot – vielleicht ist ja jemand da, der dir hilft.»

Seit der Trennung leben Sebastian und Alex in Wohngemeinschaften, was Sebastians Vorstellungen gut entspricht: «Die WG ist eigentlich *das* organisatorische Hilfsmittel, wenn man alleinerziehend ist, weil man Synergien nutzen kann. Wenn ich schnell einkaufen gehen muss und er nicht mitkommen will, dann kann er im Garten spielen. Es muss einfach jemand wissen, wo ich bin und ihn «zämmeläse», wenn ihm etwas passiert. Oder er ist am Schlafen, und ich will in den Ausgang. Manchmal geht er dann einfach zu Sarah schlafen und schläft in ihrem Bett oder sie kommt hier nach oben und schläft hier bis ich zurückkomme. Das andere ist der Haushalt. Man muss nicht immer selbst kochen. Das empfinde ich nämlich als extrem anstrengend. Für mich selbst bereite ich nur einmal am Tag eine

gescheite Mahlzeit zu, zwischendurch esse ich ein bisschen Brot und Früchte und das reicht gut aus für mich. Aber mit einem Kind musst du ein richtiges «Zmorge» machen, ein richtiges «Zmittag», ein richtiges «Znacht» und dich hinsetzen. Eine richtige Mahlzeit, die gesund ist, benötigt Zeit und ist sauteuer. Ob man das für zwei oder drei Personen macht, kostet etwa gleich viel. Deswegen erleichtert mir die WG auch die Haushaltsarbeiten, weil ich nur mein «Ämtli» erledigen muss. Dazu kommen soziale Kontakte. Mit einem Neugeborenen kann man noch gut unterwegs sein am Abend, aber mit einem Kind, das am Morgen aufstehen muss, weil es ins Tagi geht, bist du ab halb acht Uhr abends zu Hause angebunden, weil das Kind schläft und du dann nicht mehr raus kannst. Das ist recht unangenehm, vor allem im Sommer, wenn die Leute lieber am Rhein sitzen, als zu jemandem nach Hause gehen und «käßfelen.»

Die WG ist für Sebastian nicht nur eine Erleichterung in seinem Alltag, sondern entspricht auch seinen Vorstellungen vom Zusammenleben: «Die Familie ist ein soziales Konstrukt, das für mich viel weiter geht als die Kernfamilie, in der heute die meisten Menschen leben. Ich glaube, dass Menschen dafür gemacht sind, in Sippen zu leben, wie sie das über Tausende von Jahren gemacht haben. Erst durch die Industrialisierung und die Entfernung von Familienarbeit und Erwerbsarbeit wurden die Sippen auseinandergerissen. Darum ist für mich der WG-Gedanke so etwas Schönes, weil ich hier meine Sippe habe. Ich könnte nicht in einer Zweiundhalbzimmerwohnung mit Alex alleine wohnen. Da würde mir die Decke auf den Kopf fallen und ich würde vereinsamen.»

Teilzeitarbeit und das pendelnde Kind

«Alex pendelt zwischen Winterthur und Basel hin und her. Am Montag und Dienstag ist er immer bei mir, am Mittwoch ist Reisetag. Normalerweise machen wir zirka am Mittag Übergabe, und entweder am Freitag oder jedes zweite Wochenende am Sonntag kommt er zu mir zurück. Wir haben also unsere fixen Tage und an den Wochenenden wird abgewechselt. Nach Winterthur bist du anderthalb Stunden mit dem Zug unterwegs, das macht drei Stunden Zugfahrt plus eine Stunde rundherum. Da bist du den ganzen Nachmittag unterwegs; das ist auch recht anstrengend.»



«Ich finde es wichtig, dass sich die Männer emanzipieren können, um auch ihren Teil zu leisten, den die meisten zwar wollen, sich aber durch Sachzwänge daran gehindert sehen.»

An den zwei Tagen pro Woche, an denen Alex nicht bei Sebastian ist, arbeitet er als Informatiker in einem kleinen Industriebetrieb. Durch den bescheidenen Lebensstil ist es für ihn möglich, nur 50 Prozent zu arbeiten. Da er nur zwei Tage arbeitet, macht er Minusstunden, welche er jeweils nachholt, wenn jemand in den Ferien ist: «Dann arbeite ich die ganze Woche und habe manchmal ein bisschen Stress, den Kleinen zu versorgen. Es ist recht schwierig, für Kinder eine Betreuung zu finden, die nicht regelmässig ist und nur wenig in Anspruch genommen wird. Die meisten Tagis nehmen Kinder nur, wenn sie mindestens drei Vormittage kommen. In meinem Fall könnte ich gerade so gut 100 Prozent arbeiten. Das will ich nicht, weil das viel Stress bedeutet. Ich kann das niemandem empfehlen, weil man dadurch nicht wirklich eine Beziehung zu seinem Kind hat. Man ist eigentlich die ganze Zeit ausser am Wochenende am Herumhetzen. Ich bin sehr froh, dass ich 50 Prozent arbeiten kann, obwohl ich auch erfahren habe, dass man nicht ganz ernst genommen wird, wenn man nicht voll arbeitet. Es kommt schon vor, dass es wirklich mal «brennt». Wenn dies am Samstag der Fall ist, dann stehe ich am Sonntag da und helfe, die Backups zurückzuspielen. In so einem Fall ist es das kleinste Problem, wenn mir da der Kleine noch zwischen den Beinen rumsaust. In der Arbeitswelt herrscht hinsichtlich Flexibilität ein Ungleichgewicht. Der Arbeitgeber verlangt von dir als Arbeitnehmer eigentlich immer die hundertprozentige Flexibilität – wenn es länger dauert, dann ist die Arbeit wichtiger. Aber nein. Sie ist nicht wichtiger als mein neun Monate alter Sohn, den ich bei der Tagesmutter abholen muss!»

In den Ausnahmesituationen, in denen er mehr arbeiten muss, kann er jederzeit die Hilfe seiner Schwester in Anspruch nehmen. Sie hat selber Kinder und ist Hausfrau und deswegen sehr flexibel.

«Dann fange ich an, die Leute durchzutelefonieren. Je näher sie bei mir wohnen, desto besser und ganz am Ende komme ich bei meiner Schwester an, die im Aargau wohnt. Dann wohne ich einfach diese Tage bei ihr, und Alex bleibt dort, während ich arbeite. Und am Abend fahre ich wieder zu ihr.»

Sebastian denkt, dass es für Alex viele Vorteile hat, dass er «in verschiedenen Welten aufwächst» und so viele verschiedene Erfahrungen macht. Andererseits verlange dies von Alex aber auch grosse «Anpassungsleistungen», die viel Energie kosten. «Das wird auch nicht mehr lange dauern. Sobald er in den Kindergarten kommt, werde ich entweder ganz alleinerziehend oder «Ferienpapi». Ist leider so.»

«Männer, die ihre Kinder erziehen, werden ganz anders wahrgenommen als Frauen. Als Mann kann man Sachen machen, bei denen du als Frau öffentlich gesteinigt würdest. Das ist wirklich krass – der Unterschied an Goodwill. Wenn seine Mutter ihn manchmal mit dem Tragetuch herumgetragen hat, hat sie von der Kinderwagenfraktion böse Blicke geerntet. Wenn ich dasselbe tat, haben die mich angestrahlt – im Stil von «den will ich». Das lässt aber nach, wenn sie älter werden (lacht).»

Ähnliche Erfahrungen haben Sebastian und seine Ex-Partnerin gemacht, als sie verschiedene Modelle der Arbeitsteilung ausprobierten. Er beobachtete, dass besonders Frauen seine Ex-Partnerin stark kritisierten für bestimmte Lebensformen, egal ob sie traditionell oder unkonventionell waren. Auch die Umkehrung des Ernährermodells empfindet er als schwierig. Er denkt, dass viele Frauen in ihrer Erwerbsarbeit zu wenig Selbstvertrauen haben und deswegen der Druck auf eine Frau höher ist, wenn sie für das Familieneinkommen alleine verantwortlich ist. Zudem sei es bei Frauen eher akzeptiert als bei Männern, dass sie Teilzeit arbeiten.

Unterschiedliche Voraussetzungen für Väter und Mütter

«Als Mann hast du keine Chance, mit Teilzeit in einem Betrieb irgendwelche Verantwortung zu bekommen.»

Nicht nur gesellschaftliche Normen erschweren neue Lebensformen, sondern auch gesetzliche und institutionelle Rahmenbedingungen. Öffentliche Einrichtungen, die spezifisch Väter beraten, fehlen. Das einzige, was er kenne, sei das Männerbüro, welches vor allem die Gewalttätigkeit der Männer thematisiere. Laut Sebastian benachteiligt das System die Männer als Väter und gewährt ihnen zu wenig Rechte. Ein Vater brauche einen richterlichen Beschluss, um seine Rechte durchzusetzen, was oft viel zu lange dauert. Und Bussen für nicht eingehaltene Besuchsregelungen seien ausschliesslich für Männer vorgesehen. Dass die Mutter in Bezug auf die Betreuung automatisch bevorzugt wird, kann für Sebastian und Alex in nächster Zukunft grosse Konsequenzen haben: «Als ich hierher gezogen bin, ging ich auf die Gemeinde und wollte Alex und mich anmelden. Da er nicht gleich heisst wie ich, fragten sie mich, warum nicht die Mutter komme. Ich sagte ihnen, dass wir die gemeinsame elterliche Sorge haben, aber sie fanden, dass ich das zuerst beweisen müsse, und ausserdem müsse die Mutter auch unterschreiben. Ich sagte ihnen, dass die gemeinsame elterliche Sorge bei der Vormundschaftsbehörde liege und dass sie das nachfragen könnten, aber sie wollten nicht. Eine Woche später ist sie in Winterthur auf die Gemeinde gegangen und hat Alex dort angemeldet. Bei ihr wurden keine Fragen gestellt. Solchen Sachen bereiten mir einfach extrem Mühe, weil das Situationen schafft, die man nicht mehr rückgängig machen kann. Alex ist jetzt in Winterthur angemeldet, und wenn die Vormundschaftsbehörde nicht bald einen Entscheid trifft, geht er alleine deswegen dort in den Kindergarten – fertig. Ob das gut ist für ihn oder nicht, interessiert im Endeffekt niemanden.»

Wohnformen jenseits der Kleinfamilie.

Auf den ersten Blick erscheint das familiäre Arrangement dieses «alleinerziehenden» Vaters, der mit seinem Sohn, um den er sich selbst kümmert, in einer Wohngemeinschaft lebt und nur zu 50 Prozent erwerbstätig ist, als eher ungewöhnlich. Doch vermehrt leben Eltern mit ihren Kindern in Wohngemeinschaftsarrangements: vom gemeinsamen Wohnen in einem Haus bzw. einer Wohnung über gezielt dafür geschaffene Wohnprojekte bis hin zu über Jahre stabilen nachbarschaftlichen Konstellationen. Dies erlaubt Eltern und Kindern ein Leben jenseits der traditionellen Kleinfamilie. Diesem Vater bietet es Freiräume, die er sonst nicht oder nur mit ziemlichem (finanziellem) Aufwand hätte, wie abends wegzugehen oder tagsüber einzukaufen. Den Kindern ermöglicht es stabile Beziehungen zu mehreren Erwachsenen und meist auch das Zusammenleben mit anderen Kindern, was besonders für die wachsende Zahl an Einzelkindern bedeutsam ist.

Dass sich dieser Vater als «alleinerziehend» bezeichnet, obwohl er sich die Betreuung mit der Mutter, die in einer anderen Stadt lebt, teilt, mag etwas verwundern. Aber auch, was unter «alleinerziehend» verstanden und gelebt wird, umfasst inzwischen eine grosse Spannweite. In diesem Arrangement geht es vor allem um die Tage, die er tatsächlich alleine für seinen Sohn zuständig ist. Die anderen Tage, an denen der Sohn bei der Mutter ist, sind vor allem durch seine Erwerbstätigkeit geprägt. Viel Freizeit bleibt da nicht. Insgesamt ist für heutige Betreuungsarrangements viel Organisationsaufwand nötig, hier noch vermehrt durch die Betreuung über zwei Städte hinweg.

Auch in seinem eigenen Selbstverständnis gehört dieser Vater zu den sogenannten «neuen» Vätern. Er weiss, er lebt «ein Modell, das am Kommen ist». Ihm ist eine stabile, «wirkliche Beziehung» zu seinem Sohn sehr wichtig. Das scheint ihm nur durch einen tatsächlich gemeinsam geteilten Alltag möglich. Er betont, als Vater viel Anerkennung und Unterstützung zu erfahren und seine Vaterschaft scheint für ihn in keinem Widerspruch zu seinen Vorstellungen von Männlichkeit zu stehen, wie das manch ein Vater beschreibt. Zugleich aber wird die Betreuung seines Sohnes durch viele unnötige institutionelle und rechtliche Regelungen erschwert (wie die strikten Aufnahmebedingungen in den Tagis). Auch wird er als Vater nach wie vor gegenüber der Mutter vielfach benachteiligt (z.B. im Falle der Wohnortanmeldung des Sohnes). Hier zeigt sich sehr deutlich, dass derzeit viele institutionelle und

rechtliche Regelungen stark hinter den alltäglich gelebten familialen Praxen hinterherhinken. Ein weiteres Beispiel sind für ihn die unterschiedlichen individuellen und gesellschaftlichen Vorstellungen bezogen auf die Erwerbstätigkeit von Männern und Frauen. Frauen arbeiten daher meist (proaktiv) Teilzeit, während Männer wie er, die nicht vollzeiterwerbstätig sind, als Arbeitskräfte «nicht mehr ernst genommen» werden. Auch dies verweist auf die paradoxe Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz in der heutigen Zeit, sie geht mit vielen gesellschaftlichen und individuellen Widersprüchen, aber auch mit neuen Chancen und Möglichkeiten einher.

Prof. Dr. Andrea Maihofer ist Philosophin, Soziologin und Geschlechterforscherin. Sie leitet das Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Zusammen mit **Diana Baumgarten**, **Karsten Kassner** und **Nina Wehner** hat sie die Studie «Warum werden manche Männer Väter, andere nicht?» durchgeführt. Mehr dazu unter genderstudies.unibas.ch «Männlichkeit und Familiengründung zwischen Persistenz und Wandel». In: I. Schwenzer/A. Büchler (Hg.): FamPra, Die Praxis des Familienrechts, Bern 2/2010, S. 295–314.

Anica Perunski, ihr Mann und ihre vier Kinder leben in einer

«Dieses System ist so geschaffen, dass die Frauen Hausfrauen sein müssen.»

Vierzimmerwohnung im Kleinbasel. Der älteste Sohn ist 16 Jahre alt und schon ziemlich selbständig. Die drei jüngeren sind eins, vier und fünf Jahre alt und besuchen ein Tagi und den Kindergarten. Anica arbeitet im Gastgewerbe, ihr Mann bei einem Transportunternehmen – beide müssen sehr flexibel sein bezüglich Arbeitszeiten. Deshalb genügt die Betreuung durch öffentliche Strukturen nicht. Da beide nicht aus der Schweiz stammen, können sie auf kein familiäres Netzwerk zurückgreifen. Seit einigen Jahren stellen sie Au-Pairs an. Die 25-jährige Lena, die wie Anica aus einem südosteuropäischen Land kommt, lebt und arbeitet nun schon ein Jahr bei der Familie.

Die Tücken des Schweizer Schulsystems

«Ich finde zum Beispiel diese Kindergartengeschichte lächerlich. Jeweils vier Stunden am Morgen und einen Nachmittag. Es ist viel mehr Aufwand, die Kinder zu bringen und zu holen als alles andere. In meinem Heimatland sind die Kinder von acht Uhr morgens oder sogar halb acht bis sechs Uhr abends im Kindergarten. Wenn die Eltern die Möglichkeit haben, weniger zu arbeiten, können sie natürlich die Kinder schon früher holen, aber wenn sie länger arbeiten müssen, dann können sie sie auch um sechs abholen. Kinder, die länger im Kindergarten sind, können auch mehr lernen. Auch die Schule dauert dort jeden Tag acht Stunden und es gibt warmes Essen am Mittag in der Kantine. Das System in der Schweiz ist mir nicht klar. Dieses System ist so geschaffen, dass die Frauen Hausfrauen sein müssen. Und das nervt mich total. Es kann nicht sein, dass in einem so modernen Land immer noch ein so altmodisches, unterdrückendes und unüberlegtes System für die Kinder herrscht. Das heisst ja, Frauen sollen zuhause bleiben und können nicht arbeiten. Ich finde, es sollte in jedem Kindergarten und in der Schule einen Mittagstisch geben, damit nicht diese Belastung entsteht von Holen und Bringen – das Tagesheim ist hier und essen können sie dort; das ist einfach voll kompliziert und total unpraktisch. Katastrophal (lacht).»

Anica redet sich fast in Rage, als sie über das System in der Schweiz nachdenkt. Nicht nur in der Kinderbetreuung sieht sie ein grosses Manko: «Also niemand kriegt die Unterstützung, die er sich wünscht. Mit Kindern oder ohne Kinder. Ich kann nicht sagen, dass ich keine Unterstützung bekomme zum Beispiel von meiner Arbeitsumgebung. Aber ich kann mich gut daran erinnern, als ich schwanger war: Ich habe immer bis am Schluss

gearbeitet in der Gastronomie und das ist nicht einfach. Ich habe zum Beispiel auch schwere Sachen getragen und niemand hat reagiert. Aber das kann man eben nicht ändern.»

Anica und ihr Mann sind beide voll erwerbstätig. Sie denkt, dass sich in der Schweiz wegen der fehlenden staatlichen Unterstützung ganz viele Frauen und Paare schon im Vorhinein gegen eine Familie entscheiden. Ohne spezielles Arrangement sei es in der Schweiz nicht möglich, erklärt Anica empört und schildert, wie sie für sich eine private «Lösung» gefunden habe.

«Zur Au-Pair-Lösung kam es, weil es in der Schweiz nicht viele andere Möglichkeiten gibt. Es gibt sie schon, aber die kosten sehr viel Geld, und das kann ich mir nicht leisten. Ich habe eine Arbeitsstelle, die ich behalten möchte. Damit ich meine Chancen nutzen kann, muss ich auch weiterhin 100 Prozent arbeiten. Da mein Mann auch arbeitet, kam es zu dieser Lösung. Ich arbeite auch in der Nacht, und die Tagesheime sind, glaube ich, immer spätestens bis 18 Uhr geöffnet. Das ist für uns nicht so ideal. Früher hab ich mich auch schon erkundigt wegen dem Roten Kreuz. Die vermitteln Kindermädchen, die auf die Kinder aufpassen, aber das ist kompliziert und zeitlich limitiert. Meine einzige Lösung war eine Au-Pair.»

Das Au-Pair-Arrangement

Anica und ihr Mann sind auf zeitliche Flexibilität bei der Betreuung angewiesen. Da beide weit entfernt von ihren Familien leben, können sie nicht von deren Unterstützung profitieren. Als das erste Kind zur Welt kam, war Anicas Mutter eine Weile hier. Später hat sich eine Freundin von ihr drei Monate um die Kinder gekümmert. Jetzt ist Anicas Mutter krank und kann nicht mehr kommen. Ihre Schwester lebt zwar hier, ist aber selbst verheiratet und muss arbeiten. Eine reguläre Anstellung für die grosse Anzahl Betreuungsstunden pro Woche können sich Anica und ihr Mann mit ihren beiden Löhnen schlicht nicht leisten. Seit bald einem Jahr wohnt und arbeitet nun Lena bei der Familie. Lena kommt aus dem selben Land wie Anica und ist eher durch Zufall zu dieser Arbeit gekommen. Sie erhielt Anicas Nummer von einer Freundin, die auch in der Schweiz als Au-Pair arbeitet. Worauf sie sehr spontan hierher kam und sich seither in Basel um den Haushalt und die Kinderbetreuung kümmert. Lenas Arbeitsplan wird jeweils wöchentlich nach den Arbeitsplänen der Eltern erstellt.

Arbeitstage x

Tagessollstunden

Abwesenheitsgründe U = Urlaub K = Krank D = Dienstreise

	Vormittag		Nachmittag		Unterbrechung	
	Kommt	Geht	Kommt	Geht	Kommt	Geht
1						
2						
3						
4						
5						
6						
7						
8						
9						
0						
1						
2						
3						
4						
5						



«In meinem Heimatland sind die Kinder von acht Uhr morgens oder sogar halb acht bis sechs Uhr abends im Kindergarten.»

«Ich muss sie sehr früh am Morgen ins Ballett bringen. Das Ballett beginnt um neun Uhr. Donnerstags müssen sie in die Spielgruppe, aber da Nena jetzt in den Kindergarten kommt, müssen wir einen Plan machen – ich meine, ich muss den Plan mit Anica machen. Wir müssen überlegen, wie wir das organisieren mit den anderen zwei Kindern: wer Lara in den Kindergarten bringt und wer die anderen beiden Kinder in die Spielgruppe bringt und wer sie abholt.»

Sie arbeitet fünf Tage in der Woche, an zwei Tagen hat sie frei. Lena verdient 600 Franken, dazu kommen Kost und Logis und weitere Naturalien in Form von Geschenken, Kosmetika und Kleidern. Anica sagt, sie sei immer bereit, mehr zu bezahlen, sofern sie zufrieden sei. Trotz ein paar Kritikpunkten bezüglich Lenas Haushaltsführung findet Anica, dass sie ihre Arbeit gut mache – besonders die Kinderbetreuung.

Herausforderungen einer erweiterten Familie

Anica betont jedoch, dass es nicht dasselbe sei, wie wenn eine Mutter die Kinder betreue: «Die Betreuung von meinen Kindern ist etwas ganz Spezielles. Das kann man nicht vergleichen mit der Betreuung von anderen Kindern oder von anderen Personen. Es ist sehr wichtig, dass man das weiss, wenn man eine Au-Pair hat: Sie ist nicht die Mutter von diesen Kindern, sie passt nur auf sie auf. Das sind wirklich zwei andere Welten (...) So macht es mehr Spass, die eigenen Kinder zu betreuen, und wenn ich eigene Kinder betreue, ist das natürlich das Beste was mir im Leben passieren konnte. Wenn ich Geld hätte, würde ich sicher nur vier Tage arbeiten, aber das liegt nicht drin. So ist es super. Zu sehen, wie sie neue Sachen erfinden und wie sie langsam älter werden und Sachen behalten, wie sie die Welt mit ihren Augen sehen und natürlich diese Liebe, das kann einem niemand geben ausser die eigenen Kindern. Das ist toll, es gibt nichts Schöneres.»

Auch Lena spricht davon, dass die Mama für die Kinder unerlässlich ist.

«An mich sind sie gewöhnt, weil ich jeden Tag mit ihnen zusammen bin. Mit ihr ist es etwas Spezielles, weil sie wissen, wenn ich im Haus bin, bin ich immer da, aber die Mama hat vielleicht morgen keine Zeit. Wenn Lara traurig ist und mich fragt, «Wann kommt meine Mami?», dann sage ich, «Oh, mach dir keine Sorgen! Sie wird später kommen, sei nicht traurig. Du weisst, dass Mami dich liebt, aber sie muss arbeiten, damit sie dir viele Sachen kaufen kann, viele Barbiepuppen oder Dinge, die du gerne hättest.»

Da Anica vermeiden möchte, dass sich die Kinder ständig an eine neue Person gewöhnen müssen, ist es für sie wichtig, dass eine Au-Pair eine gewisse Zeit bleiben kann. Die Aufenthaltsbedingungen erschweren dies jedoch. Momentan muss Lena alle drei Monate wieder nach Hause reisen, da sie offiziell nur als Touristin hier ist. Das Au-Pair-Arrangement beinhaltet jedoch auch weitere Schwierigkeiten, wie Anica anmerkt: «Es gibt zwei Seiten, wenn ein Kindermädchen oder Au-Pair mit dir lebt. Sie passt auf deine Kinder auf, und die gute Seite ist, dass sie flexibel ist. Wenn sich im Arbeitsplan etwas ändert, ist jemand da. Aber für diese Flexibilität muss man auch auf Vieles verzichten. Ein Au-Pair-Projekt kann man aber nur machen, wenn man open minded ist – sagen wir es einmal so: wenn man sich vorstellen kann, mit einer fremden Person in einer Wohnung zu leben und mit ihr die Privatsphäre zu teilen. Es kommt jemand, der uns hilft. Wir müssen uns anpassen, und diese Person muss sich anpassen. Man muss sich kennenlernen und schauen, was die Interessen sind dieser Person und wie man sie glücklich machen kann. Das ist nicht einfach. Es ist ein Geben und Nehmen. Diese Person muss schon glücklich sein, sonst klappt das nicht. Wenn sie nicht glücklich ist, ist sie auch nicht glücklich mit unseren Kindern und es ist dann schwierig, wenn man nicht weiss, was passiert, wenn man nicht zuhause ist mit dem Kind. Aber ich kenne das alles, weil ich mit 18 selbst früher Au-Pair war – in England und später auch in Zürich. Ich habe viel Verständnis für Au-Pairs. Aber wenn ich mit anderen Familien spreche, merke ich, dass das nicht alle machen könnten.»

Obwohl Lena eine Angestellte und nicht eine Freundin oder Verwandte ist, hat Anica zu Lena – wie auch schon zu früheren Au-Pairs – eine freundschaftliche oder gar familiäre Beziehung. Lena selbst erzählt von prägenden Erfahrungen in «ihrer» Familie in der Schweiz – und davon, dass es eben nur eine «Familie auf Zeit» ist: «Für mich sind sie wie eine Familie, die ich hier nicht habe. Wie ich schon gesagt habe, vermisse ich meine Mutter und meinen Vater, und Anica ersetzt dies. Und ich bin wirklich glücklich mit ihnen. Ich denke, es ist eine Erfahrung, die ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen werde. Ich glaube, dass ich sie eines Tages verlassen werde, denn ich werde sicher nicht mein ganzes Leben da bleiben, aber ich werde sie mein ganzes Leben nicht vergessen. Und ich denke die Kinder auch nicht. Sie beginnen jetzt, gross zu werden und in dieser Zeit wachsen die Kinder sehr schnell. Sie werden mich auch nicht vergessen, wenn ich eines Tages weg bin oder wenn eine andere Person kommen wird, um sich um sie zu kümmern.»

Au-Pair schliesst die Betreuungslücke

Dieses private Care-Arrangement ist in mehrfacher Hinsicht symptomatisch: Die Zuständigkeit für den Haushalt und die Kinder liegen bei der Mutter. Da diese voll erwerbstätig ist, übernimmt eine andere Frau über viele Stunden am Tag gegen Bezahlung die Betreuung der Kinder. Der Vater taucht nur in seiner Funktion als Arbeitnehmer auf. Wir erfahren nicht, ob er auch Zeit mit den Kindern verbringt oder dies gerne tun würde, es aber aufgrund seiner Arbeitszeiten nicht kann. Diese geschlechtliche Arbeitsteilung in der Paarbeziehung wird von der Interviewten nicht hinterfragt. Doch im Selbstverständnis der Mutter findet sich ein Bruch mit traditionellen Vorstellungen: Sie sieht kein Problem darin, dass die Kinder aufgrund ihrer Berufstätigkeit von Dritten betreut werden. Mit der Au-Pair-Frau hat die Interviewte zwar eine privat organisierte Lösung für die so entstehende Betreuungslücke gewählt, doch sie klagt im Interview mit Nachdruck die Verantwortung der Gesellschaft hierfür ein. Die in der Schweiz zur Verfügung gestellten Ressourcen und die öffentliche Infrastruktur erscheinen gerade im Vergleich mit ihrem Heimatland skandalös. Hier spielen aus ihrer Sicht hegemoniale Geschlechternormen eine zentrale Rolle: Mütter sollen in der Schweiz Hausfrauen sein. Dieser normativen Vorstellung setzt sie ihren modernen Lebensentwurf als erwerbstätige Mutter entgegen. Letzterer basiert darauf, dass es andere Frauen gibt, die die Haus- und Fürsorgearbeit in prekären Arbeitsverhältnissen übernehmen. Der Verdienst der Au-Pair Frau liegt unter dem für die Existenz notwendigen Niveau, und ihr kann jeder Zeit gekündigt werden. Von der Au-Pair-Frau wird viel und Widersprüchliches verlangt. Sie soll eine längerfristige gute Beziehung mit den Kindern aufbauen. Gleichzeitig wird sie aber auch auf Distanz gehalten, um die 'Intimsphäre' der Familie zu bewahren. Die Beziehung zwischen der Mutter und ihren Kindern soll einzigartig bleiben. So kritisch die Interviewte gegenüber familienpolitischen Massnahmen ist, so selbstverständlich nimmt sie die gegenwärtigen Bedingungen der Erwerbsarbeit hin. Alle müssen flexibel sein – die in der Gastronomie angestellte Frau ebenso wie der im Transportunternehmen arbeitende Mann und die als Gast in der Schweiz arbeitende Au-Pair-Frau. Keine/r von ihnen kann in dieser Situation befriedigende Zukunftsperspektiven entwickeln.

Die Soziologin und Geschlechterforscherin **Tomke König** hat am Zentrum Gender Studies der Universität Basel habilitiert.

In ihrer jüngsten Forschung untersuchte sie Prozesse, in denen Paare mit kleinen Kindern zu einem arbeitsteiligen Arrangement kommen.

König, Tomke (2012): Familie heisst Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz: UVK.

Erwerbsarbeit und Familie

Der überwiegende Anteil an unbezahlter Arbeit – rund 90% – wird in der Schweiz in Haushalten mit Kindern geleistet. Müsste die kinderbedingte Arbeit in der Familie zu Marktlöhnen ersetzt werden, so kämen hohe Beträge zusammen: Der Wert der unbezahlten Leistungen von Müttern für ihre Kinder liegt je nach Haushaltkonstellation zwischen 2100 und 4800 Franken pro Monat, bei den Vätern kommen zwischen 1300 und 1700 Franken zusammen (Strub 2009).

Häufig reduzieren Frauen bei der Geburt des ersten Kindes die Erwerbsarbeit massiv und übernehmen den grössten Teil der Haus- und Familienarbeit. Die Erwerbstätigkeit von Frauen und Männern verläuft unterschiedlich, sobald ein Kind geboren ist: Rund 75% aller Mütter steigen bei der Geburt eines Kindes aus dem Erwerbsleben aus. Die meisten dieser Mütter, nämlich 75% davon, arbeiten nach kurzer Babypause wieder Teilzeit, 20% stocken ihr Pensum wieder auf Vollzeit auf. Die Männer dehnen in der Familienphase hingegen ihre Erwerbstätigkeit noch aus (EBG 2010, Baumgartner 2003).

Wie die Ergebnisse einer im Jahr 2009 durchgeführten Umfrage bei rund 3000 Familien in Basel-Stadt zeigt, gibt es in den Familien eine klare Aufgabenteilung: In 71% ist die Mutter überwiegend zuständig für die Wäsche, in 63% auch für das Putzen und in 57% für das Kochen. Väter kümmern sich demgegenüber mehrheitlich um Reparaturen (62%). Beim Essen und beim Spielen mit den Kindern sind hingegen in über der Hälfte der Familien beide Elternteile im gleichen Masse beteiligt (Familienbefragung 2009: 38). Laut Familienbefragung (2009: 34 ff.) ist die Tagesbetreuung von Kindern in Basler Familien mehrheitlich privat organisiert: Nur rund ein Drittel der befragten Familien nehmen externe Unterstützungseinrichtungen in Anspruch. Vorschulkinder unter sieben Jahren werden extern am häufigsten in Tagesheimen und Krippen betreut (28%). 15% dieser Altersgruppe besuchen eine Spielgruppe oder einen privaten Kindergarten. Jedes zehnte Primarschulkind im Alter von sieben bis zehn Jahren geht bereits in eine Schule mit Tagesstrukturen. Vom Mittagstisch machen Kinder von neun bis zwölf Jahren zu 15% Gebrauch. Die Hälfte der Befragten findet, dass die Öffnungszeiten gut zu den Arbeitszeiten passen. Fast die Hälfte bemängelt die hohen Kosten der familienergänzenden Betreuung, mehr als 53% geben an, dass das Finden eines Betreuungsplatzes schwierig ist.

Fast die Hälfte der befragten Familien wird von den Grosseltern der Kinder bei der Betreuung unterstützt; vor allem Grossmütter übernehmen hier die Care-Arbeit. In Familien, in denen kein Deutsch gesprochen wird, können Grosseltern weniger oft helfen. Aufgrund von grosser Distanz können sie nicht in die Betreuungslücke springen und ihre Enkel betreuen. Andere Verwandte spielen bei der Unterstützung eine eher untergeordnete Rolle. Wichtig sind hingegen Freunde und Bekannte, welche in 46% den Familien ihre Hilfe anbieten. Beachtenswert ist die Tatsache, dass Haushalte mit einem monatlichen Einkommen von über 7500 Franken mehr regelmässige Unterstützung von den Grosseltern erhalten und die Nachbarn vermehrt hin und wieder aushelfen (Familienbefragung 2009: 44).

Für Fragen bezüglich familienergänzender Betreuung von Kindern sowie für die Mütter- und Väterberatung ist die Fachstelle Tagesbetreuung des Kantons Ansprechspartnerin: www.ed-bs.ch/jfs/jfa/tagesbetreuung

Arbeitsverhältnisse in Privathaushalten

Arrangement 7

«Mein Sohn war in Ecuador, und ich hütete hier fremde Kinder. Sie haben mich an meinen Sohn erinnert, und ich verliess das Haus immer weinend.»

Arrangement 8

«Dabei sind doch dank der vielen Ausländerinnen und Sans-Papiers die Wohnungen sauber, die Kinder betreut und viele alte Menschen versorgt.»

Arrangement 9

«Und dann ist man 24 Stunden am Tag mit dieser Person in der gleichen Wohnung.»

Arrangement 10

«Es ist ungefähr das Gleiche, ob es meine Kinder sind oder nicht – vielleicht hat man für fremde Kinder ein bisschen mehr Verantwortung.»

«Mein Sohn war in Ecuador, und ich hütete hier fremde Kinder. Sie haben mich an meinen Sohn erinnert, und ich verliess das Haus immer weinend.»

Die dreissigjährige Maria Ibarra aus Ecuador wohnt mit ihren zwei Kindern (fünf und dreizehn Jahre alt) in Basel. Vor elf Jahren ist sie in die Schweiz gekommen, weil es in ihrem Heimatland keine Arbeit gab, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Obwohl ihre Arbeit als Putzfrau in den Privathaushalten gebraucht und geschätzt wird, müssen sie und ihre Kinder bis heute mit einem illegalen Aufenthaltsstatus als Sans-Papiers in der Schweiz leben.

Arbeiten in privaten Wohnungen und Häusern

«Ich räume die Bäder auf, ich putze die Bäder, ich putze immer alles, wische den Staub weg, ich räume die Zimmer der Kinder auf, es ist alles unordentlich: die Spielsachen, die Kleider. Ich versorge die schmutzige Wäsche dorthin, wo sie hingehört, ich nehme den Abfall aus den Bädern raus, die Windeln des Kindes. Der Frau gefällt es immer. Bei einem anderen Paar putze ich vor allem wegen den Katzen; sie sind es, die das Haus dreckig machen.»

Maria erledigt Reinigungsarbeiten in Wohnungen und Häusern von Paaren und Familien – im Stundenlohn. Es sei nicht einfach, auf genügend Stunden zu kommen, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können, erzählt sie mit leiser Stimme. Insgesamt arbeitet Maria in neun verschiedenen Haushalten in Basel-Stadt und im Baselbiet.

«Am Montag die Familie mit dem kranken Kind, am Dienstag die Familie mit den zwei Kindern, am Mittwoch sind es ein Lehrer, der pensioniert ist und sich nun dem Machen von Honig widmet, und eine Therapeutin im Spital. Am Donnerstag ist die Frau dran, die drei Kinder hat. Eines der Paare hat sehr gerne Tiere, sie haben Katzen und Leguane.»

Maria ist Tag für Tag viel und lange mit den öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs, um von einem Arbeitsplatz zum nächsten zu gelangen. Das kostet sie Kraft und Zeit, für die sie nicht bezahlt wird. Und es ist mit einem hohen Koordinationsaufwand verbunden.

«Jetzt arbeite ich am Montag sechs Stunden, am Dienstag sind es fünf, am Mittwoch arbeite ich sechs, donnerstags fünf und freitags sechs Stunden. Bei der einen Familie lassen sie mich schon ein bisschen länger bleiben, wenn ich bügeln muss. Bevor sie mir die Arbeit geben, fragen sie mich, an welchem Tag ich kommen kann. Und sie sagen dann, dass es gut ist oder dieser Tag geht nicht oder könnte es dieser sein. Eine Familie hat mir gesagt, ich solle für drei Stunden kommen und das Bad putzen, die Küche... Ich muss alles in diesen drei Stunden erledigen, und wenn die Zeit nicht reicht dazu, dann zahlen sie mich nicht zusätzlich. Pro Stunde bezahlen sie mir jetzt 25 Franken, früher zahlten mir einzelne Arbeitgeber nur 18 Franken. Ich habe auch schon für 15 Franken gearbeitet. Weil ich darauf angewiesen war, musste ich es machen.»

Da Maria wegen ihres irregulären Aufenthaltsstatus¹⁾ nur Arbeit «im Schatten» verrichten kann, ist die Suche nach Arbeitsstellen nicht einfach und immer auch mit Risiken verbunden.

«Also habe ich angefangen zu suchen und habe eine Annonce in die Zeitung gesetzt. Am Anfang hatte ich grosse Angst davor zu sagen, dass ich keine Papiere habe, aber die erste Frau hat mich akzeptiert. Danach habe ich auch für Freundinnen der Frau gearbeitet. Nachdem ich die Anzeige bei Coop aufgehängt habe, hat mich jemand angerufen. Als ich dorthin ging, hatte ich solche Angst, auf eine Familie zu treffen, in der vielleicht der Mann oder die Frau bei der Polizei arbeitet. Ich habe sie dann zuerst gefragt, was sie arbeiten. Sie sagten mir, dass sie Lehrer sind. Danach habe ich ihnen gesagt, dass ich Arbeit brauche, aber dass ich hier illegal bin. Sie haben mir gesagt, dass sie ein bisschen Angst haben, aber dass sie mir Arbeit geben würden, um mir zu helfen. Und so bin ich vorwärtsgekommen, Schritt für Schritt.»



Die Familie neben den Familien

«Am Anfang habe ich fix bei einer spanischen Familie gearbeitet und Kinder gehütet. Mein Sohn war in Ecuador, und ich hütete hier fremde Kinder. Sie haben mich an meinen Sohn erinnert, und ich verliess das Haus immer weinend.»

Maria erzählt mit feuchten Augen, dass sie in die Schweiz gekommen ist, weil sie in Ecuador keine Zukunft für sich sah und sie ihrem Sohn ein Studium ermöglichen möchte.

«Am Anfang bin ich alleine in die Schweiz gekommen, um ein paar Jahre zu arbeiten und danach nach Ecuador zurückzugehen. Meinen Sohn habe ich bei meiner Mutter gelassen. Aber Gott sei Dank habe ich jetzt mein Kind bei mir. Es war sehr hart, meinen Sohn dort zu haben, er hat mir sehr gefehlt. Ich konnte nicht ohne meinen Sohn sein, und wie jede andere Mutter habe ich gelitten. Es war besser, dass ich mich entschieden habe, ihn hierher zu bringen, weil auch er hat dort gelitten.»

In der Schweiz brachte sie eine Tochter zur Welt. Deren Vater lebt zwar auch hier, kümmert sich aber nicht oft um sie. Heute ist die Tochter im Kindergarten und in einem Tagi, der Sohn geht zur Schule und verbringt die Mittagszeit an einem Mittagstisch. Maria ist glücklich, nun mit ihren Kindern zusammensein zu können. Doch einfach ist es nicht, ihren Arbeitsalltag und die Betreuung der Kinder unter einen Hut zu bringen.

«Schon als ich nur ein Kind hatte, war es schwierig. Ich habe damals viel gearbeitet und der Sohn hatte keinen Ort, wo er sein konnte. Aber dann habe ich eine portugiesische Familie gefunden, die gut zu meinem Sohn geschaut hat. Sie haben ihm zu Essen gegeben, und ich kam jeweils am Nachmittag, um ihn abzuholen. Jetzt ist es schwierig, weil ich zwei kleine Kinder habe. Es ist sehr kompliziert. Ich komme müde nach Hause, und ich muss für die Kinder schauen, auf die Wohnung und kochen. Es ist schwierig, aber ich habe lieber eine Arbeit und bringe meine Kinder vorwärts, als in mein Land zurückzukehren. Es ist kompliziert, aber ich versuche, mich zu organisieren. Es kostet mich Energie, weil ich alleine bin und mir niemand hilft – ich muss Vater und Mutter gleichzeitig sein.»

«Ich habe angefangen, in Privathäusern zu arbeiten, weil es mir hier nichts nützt, was ich in meinem Land studiert habe.»

Hoffnung auf Regularisierung

«Kannst Du mir sagen, was Quartierverein auf Spanisch heisst?» fragt Maria strahlend. Seit einiger Zeit lernt sie intensiv Deutsch. Solange sie jedoch ohne Aufenthaltsstatus hier leben muss, kann sie ihre Qualifikationen nicht anwenden – und ihr bleibt weiterhin nur der Privathaushalt als Arbeitsplatz: «Ich habe angefangen, in Privathäusern zu arbeiten, weil es mir hier nichts nützt, was ich in meinem Land studiert habe. Ich habe dort Buchhaltung studiert. Es ist gut, dass ich eine Arbeit habe, um Geld zu verdienen und meinen Kindern zu Essen zu geben, aber in diesen Häusern und Wohnungen fühle ich mich ein bisschen so, als wäre ich nicht eine von ihnen, nicht von dieser Umgebung und dass ich dort nur zu putzen habe und ähnliche Sachen. Sie vertrauen mir, geben mir die Schlüssel und sagen mir, was zu tun ist, und ich gehe jeden Tag zum Putzen, aber die Frauen haben mir nie Beachtung geschenkt. Wenn ich in die Häuser gehe, fühle ich mich ein bisschen einsam, weil ich niemanden zum Sprechen habe. Ich fühle mich wie ein Roboter, der putzt, putzt, putzt und ich habe niemanden zum Hallo sagen oder «wie geht es Ihnen» oder jemand, der mir sagt, «du bist müde, nimm ein Glas Wasser». Wir haben nur den Staubsauger, der tönt und tönt und tönt...»

Maria versucht mittels eines Härtefallgesuchs eine Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung zu erhalten. Durch eine Regularisierung ihres Aufenthaltsstatus erhofft sie sich neue Beschäftigungsmöglichkeiten, die ihr einen Ausweg aus der einsamen Putzarbeit eröffnen würden: «Ich denke, ich könnte mehr Arbeiten haben und auch eine fixe Arbeit bekommen, bei der ich nicht so gestresst bin, nicht immer in andere Häuser gehen muss. Ich würde an einem Ort bleiben. Auch putzen, aber wie in einem Hotel, wo sie die Betten machen. Dort hätte ich aber Kontakt mit anderen Personen. Auch um die Sprache zu lernen ist es besser, im Kontakt zu sein mit den Personen, die Deutsch sprechen. Es würde mir auch gefallen, mit älteren Personen zu arbeiten. Ich habe daran gedacht, mein Deutsch prüfen zu lassen und dann diesen SRK-Kurs zu machen. Die älteren Personen sind sehr nett. Vielleicht nicht alle, aber mir gefällt es, ihnen bei der Pflege und beim Ankleiden zu helfen und Kontakt zu haben mit ihnen. Ältere Personen plaudern viel. Mir würde es helfen, wenn ich nicht nur beim Putzen mit Menschen Kontakt hätte. Die Papiere würden mein Leben hier verändern, meine Kinder würden sich sicherer fühlen und ich auch und ich könnte meinen Kindern mehr Sicherheit geben.»

Prekäre Arbeitsverhältnisse von Sans-Papiers in Privathaushalten

Marias Lebensgeschichte ist tragisch und berührend. Es vereinigen sich in ihrer Geschichte mehrere schlechte Umstände. Die Situation im ursprünglichen Heimatland war: alleinerziehende Mutter, fehlende finanzielle Existenzgrundlage, Perspektivenlosigkeit für sich und ihr Kind. In der Schweiz sind dann hinzugekommen: illegaler Aufenthalt und damit verbundene Ängste, teilweise Trennung vom Kind und prekäre Arbeitsverhältnisse.

Die Überlegungen und Schlussfolgerungen von Maria sind verständlich. Die Belastung in Ecuador muss so gross gewesen sein, dass sie ihr Heimatland verliess. Die Geschichte von Maria muss leider als typisch bezeichnet werden.

Hauptsächlich in Privathaushalten können solche Arbeitsverhältnisse sehr lange unentdeckt bestehen bleiben. Um nicht aufzufallen, leben die betroffenen Menschen in dieser Zeit im Schatten, was natürlich eine enorme psychische Belastung darstellt.

In den letzten Jahren nahmen sich verschiedenste Studien dem Thema der (irregulären) Erwerbsarbeit im Privathaushalt an und versuchten auch, die Quantitäten dieser Arbeitsverhältnisse zu erfassen. Es liegt in der Sache, dass dabei Mengenangaben nicht sehr genau sein können, man muss aber von einem beachtlichen Umfang ausgehen. Marias Stundenlohn dürfte mittlerweile im Bereich der üblichen Löhne für Reinigungsarbeiten sein. Sehr problematisch ist jedoch, dass solche Löhne oftmals bar ausbezahlt werden, ohne Schutz durch die Sozialversicherungen. Dadurch entstehen zusätzliche Probleme im Falle von Unfall, Krankheit oder auch im Alter. Dieser Konsequenzen sind sich Arbeitgebende und Arbeitnehmende viel zu wenig bewusst.

Reinigungsarbeiten in Privathaushalten neigen generell zu prekären Arbeitsverhältnissen. Die Bezahlung im Stundenlohn und Arbeit auf Abruf sind üblich. Auch bestehen in der Regel Arbeitsverhältnisse mit mehreren Arbeitgebenden. Bei geregelten Arbeitsverhältnissen kann allenfalls die Arbeitslosenversicherung den Wegfall einzelner Arbeitgebenden überbrücken, bei Maria ist es aufgrund des unregelmässigen Aufenthaltes nicht möglich.

Für Maria und ihre Kinder ist zu hoffen, dass sich Ihre Situation in nächster Zeit verbessern lässt. Das eingereichte Gesuch wäre eine Möglichkeit.

Hansjürg Dolder ist Leiter des Amtes für Wirtschaft und Arbeit des Kantons Basel-Stadt.

«Dabei sind doch dank der vielen Ausländerinnen die Wohnungen sauber, werden die Kinder gehütet und viele alte Menschen versorgt.»

Vor sechs Jahren verliess Marcela Alfaro (51) ihre Heimat, um hier in der Schweiz zu arbeiten und so die Existenz ihrer Familie zu sichern. Die Grossmutter betreute währenddessen die drei Töchter in Ecuador. Vor wenigen Wochen hat Marcela geheiratet und kann nun endlich offiziell hier leben und ihre Angst vor Ausschaffung ablegen. Eine ihrer Töchter lebt inzwischen auch in der Schweiz. Marcela arbeitet, wie sie es bereits vor ihrer Hochzeit getan hat, in Privathaushalten.

Pflege hier, um die Pflege für die Tochter in der Heimat zu garantieren

«Ich kam hier in die Schweiz wie alle Migranten – getrieben von grossen Nöten, die in unseren Ländern herrschen. Ich war auf der Suche nach einer besseren Situation. Meine älteste Tochter hatte einen Unfall und verlor das Bein. Ich hatte kein Geld, und in meinem Land haben wir keine Versicherung, wie sie es hier gibt. Vor allem die Operationskosten haben mich dazu bewogen, in die Schweiz zu kommen. Als ich zweieinhalb Jahre hier war, bekam meine zweitälteste Tochter Krebs. Das war schlimm. Aber Gott sei Dank haben wir hier ziemlich viel Hilfe gefunden. Meine Tochter wäre ohne die richtigen Medikamente gestorben. Häufig sterben Menschen vor den Spitaltüren, weil sie das Geld für die Medikamente nicht haben. Ich habe Vieles geopfert: Ich habe meine Töchter in meinem Land zurückgelassen; ich habe eine Grenze überschritten, ohne zu wissen, wo ich hinkomme.»

Marcela betont, sie habe in der Schweiz «nicht die Arbeit gewählt, die – sagen wir –, am einfachsten zu bekommen ist, wie Prostitution auf der Strasse». Sie arbeitet in Privathaushalten – putzt, macht Wäsche, bügelt.

«Für mich war Putzen kein Problem, weil ich immer auf eine würdige Art und Weise arbeiten wollte. Die Familien haben mich an weitere Familien empfohlen, diese wieder an andere und so putze ich bis jetzt.»

Montags und mittwochs macht sie auch Betreuungs- und Pflegearbeiten, wobei sie ihr Wissen aus ihrem in Ecuador erlernten Beruf nutzen kann: «Am Mittwoch helfe ich einer Person mit Tetraplegie. Zumindest an diesem Tag kann ich also in meinem Beruf als Hilfskrankenschwester arbeiten. Bei ihm muss man

wirklich alles machen. Er kann nichts bewegen ausser ein bisschen den Kopf. Beim Essen spreche ich viel mit ihm. Ich sage ihm, er soll die Hoffnung nicht verlieren und dass es wieder aufwärts gehen wird und solche Dinge. Ich mache alles, was er wünscht und ich für ihn tun kann. Er ist ein Mann, der, wie es scheint, das Leben schon hinter sich gelassen hat, der resigniert hat. Aber ich mache das gerne. Am Montag bin ich bei einer älteren Frau, etwa um die 90 Jahre alt. Ich putze ihr Haus, wasche und ich gebe ihr um 12 Uhr das Essen. Sie lebt mit einem Sohn zusammen, aber tagsüber ist sie alleine.»

Marcelas Arbeit beim Tetraplegiker und bei der älteren Frau geht weit über das Ausführen von Betreuungsdienstleistungen hinaus: «Der Mann, den ich am Mittwoch betreue, hatte vor drei Jahren einen Unfall. Das ist sehr hart. Seine Frau muss arbeiten gehen und besucht noch Kurse an der Universität. Daneben ist es so, als hätte sie ein Kind. Also muss sie jemanden haben, der diese Arbeit macht. Wenn ich am Nachmittag da bin, fragen sie mich, «Marcela, um welche Zeit gehst du»? Die Frau will, dass ich bleibe, bis ich ihm zu Essen gegeben habe, damit sie selbst auch in Ruhe essen kann. Gestern habe ich mit ihm eine therapeutische Übung mit seinen Fingern gemacht. Er sagte, dass sie es in der Klinik hier in Basel anders machen, aber meinte: «Du weisst das alles, du bist Spezialistin.» Er hält sehr viel von mir. Ich habe viel Geduld und dafür achten sie mich. Die 90-jährige Frau am Montag ist sehr ruhig und ich merke ihr an, dass sich mich jeweils montags mit Ungeduld erwartet. Die Spitex bringt ihr jeden Tag Essen für die Mikrowelle, aber montags gefällt es ihr, wenn ich ein anderes Menü koche. Ich lade sie jeweils ein mitzukochen. Ich bringe sie in die Küche und während sie dort sitzt, hilft sie mir mit dem Salat. Sie mag den Nüsslisalat. Sie nimmt die Blätter weg, Blatt für Blatt, das ist wie eine Therapie, und sie ist zufrieden. Wir sind eine Stunde am Essen und am Schluss schläft sie fast ein. Ich muss dann noch schnell dableiben, um das Wohnzimmer zu putzen. Dort lasse ich sie auf dem Sofa. Ich bleibe da bis halb drei oder viertel vor drei.»



Abhängigkeiten und Verpflichtungen

«Mein Telefon klingelt, kann ich antworten? Oh hallo Frau Müller, ah okay Frau Müller, diese Woche komme ich nicht. Ja, nächste Woche, okay, okay... Bitteschön Frau Müller, okay, Dankeschön, okay, tschau, danke.»

Obwohl Marcela an jedem Wochentag in einem anderen Haushalt arbeitet, versucht sie auf spontane Änderungswünsche und Anfragen für Spezialaufgaben einzugehen. Auf diese Zusatzeinkünfte ist sie angewiesen.

«Plötzlich sagt mir jemand, du kannst heute bei einem Fest putzen oder eine Freundin möchte, dass jemand ihr hilft, und dann gehe ich dorthin. Manchmal helfe ich auch im Garten. Oder es ruft mich jemand an mit der Bitte, die Fenster zu putzen. Jetzt im Sommer kommt es oft vor, dass ich die trockenen Blätter sammle im Garten. Sie rufen mich an, ich gehe, also ich bin überall.»

Marcela wird enorm viel Flexibilität abverlangt. So auch dann, wenn sie als Ersatz für andere Hausarbeiterinnen im gleichen Haushalt einspringen muss. Während der Ferien der ArbeitgeberInnen hat Marcela Lohnausfälle, weil sie dann nicht gebraucht wird im Haushalt.

Die persönliche Abhängigkeit von gewissen ArbeitgeberInnen und die Pflicht zur Dankbarkeit ist Marcela unangenehm:

«Also oft fühle ich mich eingesperrt, weil sie mir helfen oder mir etwas schenken und ich dann ja sage. Ich kann nicht nein sagen, weil sie mir helfen, ich fühle mich verpflichtet. Zum Beispiel die Frau, bei der ich am Dienstag arbeite. Sie kennt die Probleme meiner Tochter Beatriz und der anderen Kinder, also kauft sie mir immer etwas. Sie kommt aus den Ferien zurück und sagt, «Marcela, das ist für dich, das ist für deine Tochter», und ich sage, «ja, ja, danke». Es ist schwierig, die Geschenke anzunehmen, weil sie sie mir nicht mit der direkten Absicht schenkt, dass ich etwas dafür tun muss. Aber plötzlich bittet sie mich um etwas: «Marcela, kannst du an diesem Tag kommen?» Letzte Woche ging sie in die Ferien. Sie hat mir einen Bettüberwurf dagelassen und mir gesagt, der sei gut für das Bett von meiner Tochter. Und dann sagt sie: «Marcela, ich komme zurück in vier Wochen, kannst du dann am Donnerstag kommen, um zu putzen?» Das ist nicht mein Tag, ich arbeite am Dienstag bei ihr, donnerstags bin ich in einem anderen Haus. Aber sie hat mir ein Geschenk dagelassen. Also habe ich mich verpflichtet gefühlt und musste diesen Tageswechsel machen. Ich muss dann am Donnerstag sehr früh dort sein, weil das Haus nach vier Wochen sehr staubig ist. Das ist es, was mir manchmal nicht gefällt. Ich tue es, damit ich die Arbeit nicht verliere, weil ich das Geld brauche und ich weiss: zuerst die Miete, dann die Krankenkasse und dann das Abonnement. Wenn ich alles Geld habe, um alles zu zahlen, dann atme ich auf.»

Unentbehrlich, aber trotzdem unerwünscht

Marcelas Arbeit in Privathaushalten ist gefragt.

«Meine gute Arbeitsleistung gibt mir die Garantie für jede Arbeit. Niemand will, dass ich aufhöre. Wenn ich jemandem sage, ich kann an diesem Tag nicht arbeiten, dann sagen sie, «nein nein nein, bitte, wir tauschen den Tag, wann kannst du»? Das führt jetzt zum Beispiel zu einer schwierigen Situation. Ich möchte die Arbeit bei einer Arbeitgeberin nicht mehr machen und versuchen, an diesem Tag mehr Pflegearbeit zu finden, aber die Frau sagt, «ja, ja einverstanden, du musst weiterkommen, aber wir tauschen den Tag, bitte.»

Sie erzählt dies lachend und auch ein bisschen stolz. Gerade weil Marcela sieht, dass sie gebraucht wird, kann sie nicht verstehen, dass es in der Schweiz so schwierig ist, eine Aufenthaltsbewilligung zu bekommen: «Ich habe Hass gefühlt, weil ich alles gemacht habe, was ich konnte, um meine Familie zu unterstützen. Ich ging freiwillig zur Polizei. Ich habe gesagt, ich habe einen Beruf, um Menschen zu pflegen und es ist mir egal, was ich arbeiten muss, aber bitte geben sie mir eine Bewilligung. Ich war am Weinen. Sie haben gesagt, «nein Lateinamerika hat keinen Vertrag mit der Schweiz». Hier sind sie sehr unsensibel. Es ist schwierig, weil du wie eine Person, die ein Delikt begangen hat, herumrennen musst. Wir wollen all die alltäglichen Dinge zahlen, wie etwa die Steuern, wir haben die Sprache gelernt und wir wollen uns integrieren. Die Schweiz hat all dies negiert. Ich möchte nicht nur arbeiten, ich möchte auch die Freiheit haben, eine Wohnung zu mieten, in ein Spital zu gehen. Es gibt Personen, die nicht mal eine Krankenkasse haben. Dabei sind doch dank der vielen Ausländerinnen und Sans-Papiers die Wohnungen sauber, werden die Kinder gehütet und viele alte Menschen versorgt.»

Seit einigen Wochen ist Marcela verheiratet, wodurch sich ihr Aufenthaltsstatus und damit auch ihr Leben verändert haben.

«Es hat sich viel geändert, seit ich die Bewilligung habe. Vorher war die Angst, immer diese Nervosität wegen Polizeikontrollen. Ja, jetzt habe ich die Bewilligung. Ich bin viel ruhiger, ich weiss, jetzt muss ich mir keine Sorgen mehr machen. Es gibt mir auch die Möglichkeit, einen neuen Job zu finden. Es hat sich viel geändert, nicht nur im ökonomischen Sinn sondern auch beim Arbeiten, auch im Leben selbst. Ich habe jetzt einen Vertrag für meine Wohnung, das ist eine Veränderung. Die Situation hat sich auch für meine Tochter geändert. Sie kann jetzt eine Lehre machen. Auch sie hat eine Zukunft in der Schweiz. Ja, es hat sich viel verändert, sehr viel, jetzt kommt mein Neffe zu Besuch. Mein Ehemann hat einen Einladungsbrief geschrieben, damit wir ihn herbringen können. Für mich ist das eine Veränderung, für uns, für unsere Familie.»

Vorerst arbeitet sie weiterhin in Privathaushalten. Doch Marcela hat Pläne, wie sie die Arbeit, die sie gerne macht, bald auch offiziell ausüben kann.

«Wie wünsche ich mir den Tag herbei, an dem ich zum Roten Kreuz gehen kann, um einen Pflegekurs zu machen! Denn ich weiss, dass sich damit mein Leben ändern wird und meine Arbeit.»

Leben und arbeiten im Schatten.

Eigentlich ist es absurd: Tausende von Frauen reisen um den halben Erdball in die Schweiz, um hier stundenweise in Haushalten zu arbeiten. Sie tauschen ihr vertrautes soziales Umfeld ein gegen ein Leben in einem Land, das sie offiziell gar nicht haben will. Diese Migrationsbewegungen können wir nur verstehen, wenn die Hintergründe der Betroffenen sichtbar werden. Geschichten wie jene von Marcela sind weit verbreitet. Trotz oft guter Ausbildung reicht das Erwerbseinkommen im Herkunftsland nicht weit. Sobald Kinder da sind, tragen die Frauen die Hauptverantwortung für die Familie. Kommt ein Schicksalsschlag – wie bei Marcela der Unfall ihrer Tochter – hinzu, bleibt oft nur die Migration, um zu überleben. Eine Umfrage unter 100 Sans-Papiers in der Nordwestschweiz ergab, dass bei Frauen wirtschaftliche Gründe kombiniert mit familiären Problemen bis hin zu häuslicher Gewalt die wichtigsten Auswanderungsgründe sind (Niklaus/Alleva 2004).

Seitenwechsel: In der Schweiz ist das Bedürfnis nach Entlastung von Haus- und Betreuungsarbeit offenbar gross. Eine Analyse des «Wirtschaftssektors Haushalte» (IGA 2007) ergab, dass wöchentlich 100'000 Stunden Arbeit in baselstädtischen Haushalten von haushaltsexternen Personen erbracht werden. Man könnte nun argumentieren, die Bedürfnisse der einen – nach Arbeit – ergänzen sich optimal mit denen der anderen – nach Entlastung. Alles bestens also? Nur: Der Aufenthalt der unzähligen «Marcelas» ist nicht nur ungeregelt, sondern unregelmäßig – wegen der restriktiven Migrationsgesetze. Wer als ArbeitsmigrantIn eine Beschäftigung in der Schweiz sucht, ist in vielen Fällen vom legalen Zugang zum Arbeitsmarkt ausgeschlossen. Dies trifft besonders migrierende Frauen, die nur selten in die Kategorie «Asyl» oder «Hochqualifizierte» passen. Die einzige Arbeit, die ihnen als Sans-Papiers offensteht, ist die weitgehend im Verborgenen erbrachte Hausarbeit.

Dankbar, dass sie überhaupt Geld verdienen können, arbeiten Sans-Papiers mit einer überaus hohen Arbeitsmoral. Sie gewinnen rasch das Vertrauen ihrer ArbeitgeberInnen. Die Arbeitsbeziehungen bleiben – in diesem Sektor eher ungewöhnlich – über Jahre bestehen. Die Sans-Papiers «trumpfen» mit langfristiger Verlässlichkeit und Flexibilität. Als «Gegenleistung» werden sie als «Perlen» weiterempfohlen. Wer als Sans-Papiers einmal den Eintritt in

diesen informellen Arbeitsmarkt geschafft hat, hat Arbeit zur Genüge! Dies verschafft ihnen Unabhängigkeit, andererseits bleiben sie doch stark auf die Netzwerke ihrer ArbeitgeberInnen angewiesen. Je näher sich Arbeitgebende und Arbeitnehmende im Laufe der Jahre kommen, desto mehr fühlen sie sich der jeweils anderen Person verpflichtet. Zusatzwünsche der Arbeitgebenden werden fast immer erfüllt. Jene wiederum helfen, wenn Not an der (illegalisierten) Frau ist. Gewisse ArbeitgeberInnen werden für die Sans-Papiers-Frauen mit der Zeit als Türöffner zu Arbeit, Wohnung und Gesundheitsversorgung unentbehrlich.

Solange die Schweiz ihre Zulassungspolitik nicht der Realität anpasst, bleibt – wie für Marcela – nur der Ausweg der Heirat.

Pierre-Alain Niklaus ist Sozialarbeiter und hat zwischen 2002 und 2009 die Anlaufstelle für Sans-Papiers in Basel aufgebaut. Seit 2012 ist er Stellenleiter des NachbarNET Basel.

Vania Alleva / Pierre-Alain Niklaus (2004): Leben und arbeiten im Schatten. Die erste detaillierte Umfrage zu Lebens- und Arbeitsbedingungen von Sans-Papiers in der Deutschschweiz. Im Internet zu finden auf www.sans-papiers.ch

IGA (2007): Sektoranalyse – Externe Haushaltsarbeit im Kanton Basel-Stadt. www.sans-papiers.ch

«Und dann ist man 24 Stunden am Tag mit dieser Person in der gleichen Wohnung.»

Judith Schaufelberger steht kurz vor ihrer Pensionierung. Ihre Mutter ist schon seit längerem pflegebedürftig. Da sie weiterhin in ihrem Häuschen ausserhalb der Stadt wohnen möchte, musste Frau Schaufelberger eine Lösung finden. Seit ein paar Monaten wechseln sich Frauen aus Polen ab, die im Haushalt der Mutter von Frau Schaufelberger für eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung sorgen.

Wenn die Spitex nicht mehr ausreicht

«Meine Mutter ist 86 Jahre alt, lebt allein ausserhalb der Stadt in einem uralten Haus mit einem Hündchen und drei Ziegen und weigert sich vehement, in die Stadt zu ziehen. Wir hatten ein ganzes Jahr lang eine Wohnung gemietet in Basel für sie. Sie hatte sie angeschaut und unterschrieben, dann aber nie einen Fuss in die Wohnung gesetzt. Schlussendlich, als sie im Felix Platter-Spital gewesen war, habe ich mich in der Anwesenheit der Sozialarbeiterin des Spitals dazu bereiterklärt, dass sie in ihrem Haus bleiben und da auch einst sterben kann. Wir werden versuchen, dies irgendwie zu schaffen. Die Umstände sind für mich ausserordentlich schwierig, weil die Beziehung zu meiner Mutter überhaupt nicht erfreulich ist und es nie war.»

Die Mutter von Frau Schaufelberger ist sehr gebrechlich. Sie ist zwar nicht dement, hat aber «ein bisschen ein Kurzzeitgedächtnis und abgesehen davon einen ‹stieren Grind›, es muss einfach so gehen wie sie will». Sie ist inkontinent, hat schwere Durchblutungsstörungen und kann nicht mehr gehen. Lange reichte die Unterstützung durch Spitex-Angestellte. Sie kamen, um beim Duschen oder bei Haushaltstätigkeiten zu helfen.

«Die Spitex kann wirklich nur das Nötigste machen, die sind so unter einem Zeitdruck, die arbeiten mit der Stoppuhr in der Hand. Da wird jede Handhabe erfasst und alles, was drüber hinausgeht, muss zusätzlich verrechnet werden. Der Druck ist da enorm. Da hat das Zwischenmenschliche eben keinen Platz mehr.»

Seit rund einem Jahr kann die Mutter nicht mehr alleine sein. Nach einem Spitalaufenthalt hatte sich ihr Gesundheitszustand nochmals verschlechtert. Damals machte sich Frau Schaufelberger auf die Suche nach einer Alternativlösung. Heute helfen drei Frauen aus Polen bei der Bewältigung des Alltags: «Mit den Frauen hat sie nun eine 24-Stunden-Betreuung. Ich habe gehört, dass es diese Art von Hilfe gibt, mein Bruder auch. Ich habe

dann bei einer Agentur mal per Mail angefragt und die haben dann sehr schnell fünfzig Frauen zur Auswahl gestellt. Es sah aus wie in einem Pornofilm! Diese Frauen waren dann aber alle nicht verfügbar. Das sind Pseudoangebote. Am Schluss blieben eine oder zwei seriöse Angebote übrig, die die Agentur aber gar nicht im Erstangebot drin hatte. Es ist so eine Sache, wie eine Grauzone. Aber wenn die Frauen nicht hier wären, wäre meine Mutter im Pflegeheim. Sie kann nicht bei mir wohnen, mit meinem Mann verträgt sie sich gar nicht. Ich habe sie mal eine Woche lang bei mir gehabt, als es ihr so schlecht gegangen war, und in dieser Woche gingen Beleidigungen hin und her. Es war unerträglich für alle Beteiligten, das geht einfach nicht.»

Die Familie aus Polen

Inzwischen haben schon fünf verschiedene Frauen aus Polen abwechslungsweise bei der Mutter von Frau Schaufelberger gewohnt und sich um sie gekümmert. Die polnischen Betreuerinnen machen den Haushalt und die Einkäufe, kochen, helfen bei der Körperpflege, füttern die Haustiere und sind ganz einfach für die Mutter da.

«Aber die Leute haben ja keine pflegerische Ausbildung, sie müssen einen normalen Menschenverstand mitbringen und zwei normale Hände für das, was sie erledigen müssen. Sie brauchen eine ziemlich grosse Sozialkompetenz. Ich habe zu meiner Mutter gesagt, du bist die Chefin und du bist verantwortlich dafür, wie das Klima im Haushalt ist. Aber das ist natürlich nur die halbe Wahrheit. Wenn die Betreuerin die Möglichkeit hat, die Stimmung aufzulockern und meine Mutter aus ihrer Sturheit herauszubringen, dann ist das natürlich schon sehr, sehr viel Wert. Ich denke, dass eigentlich die Sozialkompetenz das Wichtigste ist, neben der Sprache natürlich, das gehört dazu. Denn alles andere kann eine vernünftige Hausfrau eigentlich: Staubsaugen und Kleider waschen und mal jemanden Duschen.» Jedoch waren die Erfahrungen mit den Betreuerinnen unterschiedlich, wie Frau Schaufelberger anmerkt.

«Das mit der Sprache ist ein Problem. Sie müssen Deutsch können, sie müssen sich verständigen können. Gabriela, die dritte Frau, die kam, war sehr gut; sie ist jetzt schon zum dritten Mal da. Die Betreuerinnen können immer zwei Monate bleiben. Sie hat ein krankes Kind, das immer nach zwei Monaten wieder ins Spital muss. Sie braucht einfach das Geld. Wir haben ihr auch



immer etwas mehr Geld gegeben, als ihr zugestanden wäre. Sie ist ein «Sonnenschein» und tut meiner Mutter unheimlich gut.» Gabriela hinterliess einen besonders guten Eindruck, weil bei ihr «die Chemie stimmte». Im Sommer hat Gabriela auch ihre siebenjährige Tochter mit nach Basel genommen.

«Gabriela sagte immer, für Ihre Tochter sei dies hier das Paradies. Meine Mutter besitzt einen riesigen Garten, da leben Ziegen und es wächst nur Gras. Meiner Mutter hat das auch sehr gut getan. Später kamen noch ihr Mann und die zweite Tochter dazu. Sie haben ein Zelt im Garten aufgeschlagen und waren eine Woche da. Das war irgendwie sehr gut. Es war das Paradies.»

Frau Schaufelberger freut sich über diese «Familien-Idylle», merkt jedoch auch an, dass sie dadurch erneut mit dem zerrütteten Verhältnis zu ihrer Mutter konfrontiert wird.

«Diese Pflegerin hat meine Mutter umarmt und hat ihr gesagt, du bist wie meine Grossmutter. Wenn ich anrief, als eben diese Familie da war, war meine Mutter aufgestellt und sagte, «ich habe jetzt eine grosse Familie». Mir hat das natürlich wieder ein schlechtes Gewissen bereitet, aber das ist ja egal.»

Prekäre Bedingungen

Der Lohn, der über die Agentur an die Betreuerinnen ausbezahlt wird, sei tief. Trotzdem genug attraktiv für Menschen aus einem Land, wo der Durchschnittslohn rund 300 Euro betrage, fügt Frau Schaufelberger nachdenklich an.

«Ich musste mich vor mir selber legitimieren, das kenne ich ansonsten nicht so. Ich habe es schon herumerzählt, weil ich ja jemanden suchte und habe gefragt, ob Bekannte jemanden wissen würden, der diese Arbeit übernehmen könnte. Die Legimitation habe ich ein Stück weit über die Frauen selbst bekommen, die mir sagen, dass es okay sei so. Ich habe ihnen gesagt, dass ich 1700 Euro im Monat zahle, sie nur 340 davon erhielten. Das haben sie früher nicht gewusst, weil es ihnen der frühere Arbeitgeber offenbar nicht gesagt hat. Jetzt aber wissen sie es.»

Die Vermittlungsgebühren, die die Agentur kassiert, sind in den Augen von Frau Schaufelberger nicht in Ordnung. Auch beurteilt sie die Lebensverhältnisse der Frauen als unbefriedigend:

«Für sie ist es immer noch gut, hier zu sein, aber – vielleicht sehe ich das jetzt ein bisschen falsch – die Situation dieser Frauen finde ich persönlich schlimm. Sie sind zwar nicht eingesperrt, sie können raus, sie können in den Wald, Fahrrad fahren, oder können ins Dorf, wo nichts los ist. Dann aber ist man 24 Stunden am Tag mit dieser Person in der gleichen Wohnung. Gut, sie hat ein eigenes Zimmer, das konnten wir einrichten, aber trotzdem... Wir haben Internet eingerichtet, sie kann mit Skype telefonieren, das haben wir alles gemacht, das bezahlt meine Mutter auch, ich finde die Situation trotzdem schwierig. Aber beklagt hat sich noch keine.»

«Aber die Leute haben ja keine pflegerische Ausbildung, sie müssen einen normalen Menschenverstand mitbringen und zwei normale Hände für das, was sie erledigen müssen.»

Zwar haben die Betreuerinnen die Möglichkeit, sich auch tagsüber etwas auszuruhen, sie sind jedoch isoliert und haben wenig Möglichkeiten, aus dem Haus herauszukommen.

«Im Vertrag, den ich habe, steht einfach, sie muss jeden Tag zwei Stunden Ruhezeit und mal frei haben. Die Ruhezeit pro Tag ist überhaupt kein Problem, am Nachmittag zwischen zwölf und zwei, wenn sie das Geschirr gemacht hat, muss sie nichts machen, aber sie ist trotzdem eingesperrt. Die Freitage müssen sie sich ja selber organisieren.»

Frau Schaufelberger vernimmt während des Interviews davon, dass es in der Hauswirtschaft einen Mindestlohn gibt, der auch für die Polinnen gilt. Sie selber macht sich öfters Gedanken, wie dieses Arrangement auf eine rechtliche Basis gestellt werden könnte, die weniger prekär ist.

«Es ist eine schwierige Situation, man muss eine Lösung finden, bei der – ganz gelinde gesagt – der normale Mittelstand so eine Pflege bezahlen kann, die Frauen einen guten Lohn haben und die ganzen Versicherungen gewährleistet sind. Man darf es nicht so hinstellen, als ob es sich nur um Ausbeutung handelt, sodass sie am Ende nicht mehr kommen können. Es gibt viele Zweideutigkeiten, wenn es aber gelingt, das auf eine Basis zu stellen, auf der der Lohn sowie die Versicherungen stimmen und alle Beteiligten wissen, das ist okay, dann kann auch auf der menschlichen Ebene etwas entstehen.»

Rechtliche Unklarheiten und geringe Löhne auf dem expandierenden Markt für 24h-Betreuung

Alte Menschen und deren Angehörige stecken meistens in einer Notlage, wenn sie sich auf ein Rund-um-die-Uhr-Betreuungsarrangement mit einer ausländischen Hausangestellten einlassen. Der Entscheid für ein solches Arrangement wird zudem unter hohem Zeitdruck gefällt. Es gilt, eher heute als morgen, jedenfalls sehr bald eine Lösung zu finden, um die Situation im Privathaushalt zu stabilisieren. Und die vermeintliche Lösung ist dann nicht selten eine neue Herausforderung. Frau Schaufelberger bringt ihre persönliche Ambivalenz dem Arrangement gegenüber auf den Punkt, wenn sie im Porträt meint: «Es gibt da einen Haufen Zweideutigkeiten».

Das Modell, sich mit einer Wanderarbeiterin zu behelfen, ist keine Win-Win-Situation. Zu gross sind die rechtlichen Unklarheiten, zu gering der Lohn der Hausangestellten, zu offensichtlich die ökonomische Zwangslage der Frauen, die sich auf solche Arbeitsverhältnisse einlassen. Die Fakten, die die Wanderarbeit fördern, sind bekannt: das ökonomische Gefälle zwischen den neuen EU-Staaten und der Schweiz, die Zunahme von alten pflegebedürftigen Menschen, der finanzielle Druck, der auf hiesigen Pflegedienstleistern wie der Spitex lastet. Kommt hinzu, dass wir einen Mittelstand haben, der zwar in der Lage ist, sich nach Alternativen zum Heimaufenthalt umzusehen, jedoch wiederum nicht so vermögend ist, um eine 24-Stunden-Betreuung auch wirklich adäquat zu entlohnen.

Eine Situation zwischen Skylla und Charybdis. Die Angehörigen sind emotional in der Pflicht, ihren alten Eltern «die letzte Meile» möglichst gut zu organisieren. Und sind sich peinlich bewusst, dass sie sich dazu auf prekäre Arbeitsverhältnisse abstützen. Die Wanderarbeiterin wiederum versucht, ihr Leben zuhause weiterzuführen, indem sie es hier erwirtschaftet. Dafür nimmt sie enorm viel in Kauf, nicht zuletzt auch eine stete Überforderung durch eine Betreuungsaufgabe in der Schnittstelle zur Pflege, die sie mangels Ausbildung eigentlich gar nicht ausüben dürfte.

Das «Angebot» von arbeitssuchenden Frauen aus Osteuropa ist heute (noch) grösser als die Nachfrage der Privathaushalte. Agenturen können somit den Lohn der Frauen fast beliebig drücken. Zwar gelten Mindestlöhne, aber von der 24-stündigen Präsenz der Frauen im Haushalt sind knapp acht Stunden bezahlt, der Rest ist Gratisarbeit. Kein Wunder fühlen sich Angehörige wie Frau Schaufelberger unbehaglich. Es wäre wenig zielführend, den Privathaushalten und den Agenturen generell zu unterstellen, dass sie eine Notlage ausnützen. Den meisten Privathaushalten wäre

woher, sie dürften mit gutem Gewissen sagen, dass sie eine Hausangestellte beschäftigen, und auch unter den Agenturen gibt es welche, die sich bemühen, die Arbeitssituation einigermaßen fair zu gestalten. Was solange ein hilfloses Unterfangen bleiben muss, wie die Organisation der Altenbetreuung in der Schweiz als Privatsache abgehandelt wird. Faire Löhne und Arbeitsbedingungen im Betreuungs- und Pflegebereich kann es nur geben, wenn auch «die letzte Meile» als gesellschaftliche Aufgabe verstanden wird.

Dore Heim ist Leiterin der Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich und leitet das Projekt zum «Arbeitsmarkt Privathaushalt» im Raum Zürich, bei dem die Betagtenbetreuung durch Care-Migrantinnen im Fokus steht. Mehr Infos unter www.stadt-zuerich.ch/gleichstellung
> Themen > Migration > Betagtenbetreuung

«Es ist ungefähr das Gleiche, ob es meine Kinder sind oder nicht – vielleicht hat man für fremde Kinder ein bisschen mehr Verantwortungsgefühl.»

Florence Ravel ist 48 Jahre alt und wohnt mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern im Alter von 19 und 23 Jahren im Elsass. Vor drei Jahren wurde sie im Haushalt von Fabio und Sonja Rudin im Basler Bachletten-Quartier als Putzfrau angestellt. Inzwischen arbeitet sie dort zu 60 Prozent und betreut auch das 10- und das 8-jährige Mädchen der Familie. Für das Leben, das Fabio und Sonja führen, ist Florences Arbeit unerlässlich geworden. Beide sind im Berufsleben sehr eingespannt, und durch das hohe Einkommen können sie sich diese Betreuungs-Lösung leisten.

Die «Haushälterin» und «Kinderfrau»

«Meine Schwägerin arbeitet bei Fabios Vater. Deswegen hat sie mich gefragt – sozusagen *«bouche à oreille»*. Und ich habe zugesagt, mal vorbeizuschauen. Zuerst habe ich geputzt. Weil ich *«assistente maternelle»* bin – das ist wie eine Kinderfrau mit Diplom – haben sie mich dann gefragt, ob ich auch die Kinder betreuen möchte. Und ich wollte es versuchen. Ich habe eine Probezeit gemacht von etwa zwei, drei Monaten. Und es hat mir gefallen. Und von da an bin ich geblieben.»

Die Ausbildung zur Kinderbetreuerin machte Florence nach der Geburt ihrer Kinder, nachdem sie ihren Büro-Job aufgegeben hatte. Über dreizehn Jahre lang betreute sie fortan «fremde» Kinder bei sich zu Hause als Tagesmutter.

Das grosse Vertrauen in Florence war für Sonja und Fabio entscheidend, als sie Florence anfragten, ob sie nicht nur als Haushälterin, sondern auch als Kindermädchen arbeiten wolle: «Man merkt, dass sie die Kinder gern hat. Sie ist 48 Jahre alt und hat selber zwei eigene Kinder. Sie ist auch eine Person, die Wert legt auf Konstanz. Davor hatten wir uns bewusst für ein Tagesheim entschieden. Wir wollten nicht, dass eine Person alleine unsere Kinder betreut, weil es dann keine *«Überwachung»* gegeben hätte. Die Kinder können ja kein Feedback geben, wenn sie noch so klein sind. Deshalb hatten wir zu viel Angst vor Missbrauch, Unfähigkeit oder Nachlässigkeit. In einem Tagi geht es professionell zu. Dort haben sie auch Entwicklungsziele und gegenseitige *«Überwachung»*.»

Mittlerweile könnten Fabio und Sonja sich ihr Leben nicht mehr vorstellen ohne Florences Einsatz. Beide können im erwünschten Pensum ihrer Erwerbsarbeit als Ärztin und als Jurist nachgehen und dabei den gewünschten Lebensstandard erhalten. Florence gewährleistet nicht nur die Betreuung der Kinder, son-

dern erledigt auch den gesamten Haushalt. So können sich Fabio und Sonja in ihrer Freizeit voll und ganz auf das Zusammensein in der Familie konzentrieren. Am Abend kochen sie immer selbst, da sie *«gewisse Familienaktivitäten in den Händen behalten»* wollen. Mit der Organisation ihres Arrangements ist Fabio sehr zufrieden: «Ich finde unsere Organisation gut. Sie ist bis zu einem gewissen Grad einengend. Es ist eben hoch differenziert und diversifiziert und organisiert, aber ich habe das Gefühl, wenn die Kinder älter werden, werden auch die Freiräume ein bisschen grösser und die nicht vorgeplanten und nicht vorbestimmten Teile werden wieder grösser. Aber für den Moment haben wir es optimiert. Es hängt viel auch damit zusammen, dass wir so eine tolle Person haben für die Kinder. Also wir können eigentlich wirklich voll loslassen.»

Das «Gernhaben» als Arbeit

Der emotionale Aspekt bei der Arbeit mit Kindern scheint unerlässlich – sowohl für das Vertrauen, das Fabio und Sonja Florence schenken, als auch für Florence selbst. Auf die Frage, was das Wichtigste für die Betreuungsaufgabe sei, antwortet Florence: «Einfach gut auskommen mit den Kindern. Das ist die Hauptsache für mich. Dass sie mich gern haben und dass ich sie gern habe. Und ich bin einfach froh, wenn die Kinder mich brauchen.»

Florence übernimmt in der «fremden» Familie viel Verantwortung. Ihre Arbeit im «Erwerbshaushalt» in Basel entspricht aus ihrer Sicht ihren Aufgaben in ihrem eigenen Haushalt im Elsass sehr. Ausser den definierten Arbeitszeiten gibt es keine klare Grenze zwischen dem Leben hier und dort: «Am Anfang haben sie mir einen Vertrag geschrieben, in dem klar stand, was ich alles machen muss. Aber jetzt mache ich es einfach, wie wenn ich zu Hause wäre – was ich zu Hause mache, mache ich auch hier. Wenn ich sehe, dass etwas dreckig ist, dann putze ich einfach und schaue nicht nach, ob ich es machen muss oder nicht. Wenn ich zu Hause wäre, müsste ich ja auch die ganze Woche den Haushalt machen. Ob ich es zu Hause tue oder hier – man muss es sich einfach einteilen. Am Dienstag und Donnerstag zum Beispiel muss ich mich organisieren wegen dem Kochen zu Hause. Dann habe ich meine Tochter und meinen Mann, die helfen. Und am Mittwoch und Freitag habe ich vielleicht mehr Wäsche bei mir zu Hause. Aber es ist nicht doppelte Arbeit. Es ist einfach gleich wie vorher.»



«Für den Moment haben wir es optimiert. Es hängt viel auch damit zusammen, dass wir so eine tolle Person haben für die Kinder. Also wir können eigentlich wirklich voll loslassen.»

Während der Ferien nimmt sie die beiden Töchter von Fabio und Sonja oft zu sich nach Hause ins Elsass. Dort können sie im Swimmingpool baden und mit dem Hund spielen. Ihrem Mann erzählt sie viel von den Kindern. Deren Betreuung vergleicht sie mit der Betreuung ihrer eigenen Kinder: «Es ist ungefähr das Gleiche, ob es meine Kinder sind oder nicht. Im Moment ist der Unterschied natürlich sehr gross, weil meine Kinder schon viel älter sind. Mit ihnen mache ich nicht mehr die gleichen Dinge wie mit Eliane und Saskia. Aber was ich mit ihnen mache, habe ich auch mit meinen Kindern gemacht. Ich bin einfach immer dagewesen für sie. Vielleicht hat man für fremde Kinder ein bisschen mehr Verantwortungsgefühl. Es darf einfach nichts passieren. Meine eigenen Kinder kenne ich auswendig und diese Kinder habe ich erst seit drei Jahren. Vielleicht ist das der Unterschied.»

Eigentlich empfindet Florence diese Aufgaben bei Sonja und Fabio gar nicht als wirkliche Arbeit, wie etwa die Arbeit in einem Büro.

«Wenn ich bei mir weggehe, komme ich an einen ganz anderen Ort, und so ist es, wie wenn es eine Arbeit ist. Ich bin den ganzen Morgen weg und komme am Abend nach Hause, so wie wenn ich arbeite. Es war etwas ganz anderes, als ich zu Hause Kinder gehütet habe. Von daher finde ich das toll. Wie soll ich es sagen: Man kommt auch ein bisschen raus und ist einfach nicht immer zu Hause.»

Das «Kindermädchen» als Teil der Familie

Da Florence so viel Zeit mit den Kindern verbringt, scheint sie wie eine Mutter für diese zu sein, ohne jedoch eine Konkurrenz zu den Eltern zu sein: «Die Kinder haben ein nahes, vertrautes Verhältnis zu Florence. Sie erzählen uns auch ganz viel, was sie ihnen erzählt hat – und so lernen wir Florence auch kennen. Emotional begleitet sie sie tagein tagaus und holt sie dort ab, wo sie stehen. Sie hängt auch an den Kindern. Wenn diese zum Beispiel einen Schultest haben, dann will sie, dass die Kinder ihr über das Wochenende mitteilen, wie es gegangen ist. Und wenn wir fortgehen und die Kinder fragen, auf was sie sich zu Hause freuen, dann nennen sie Florence als erstes. Die Kinder hängen enorm an ihr. Sie ist auch schon für die Mutter ge-

halten worden, weil sie so auf ihr herumturnen, wenn sie unterwegs sind und sie «abschmützel» und sie «zurückschmützelt». Und trotzdem glaube ich, dass es ganz klar ist, dass sie nicht eine Ersatzmutter ist, sondern dass einfach noch eine dritte Person da ist. Ich habe nie im Geringsten das Gefühl gehabt, dass da eine Art von Konkurrenzsituation sei – also weder zwischen Florence und uns noch irgendwelche Konflikte bei den Kindern, indem sie sich irgendwie für jemanden entscheiden müssten. Es ist einfach ein riesiges Geschenk.»

Die Nähe zu einer dritten Person im Haushalt hatte am Anfang auch etwas Befremdliches, wie Fabio eingesteht:

«Wenn ich krank war und Florence da war, war das zu Beginn noch ein bisschen seltsam, wenn sie mich dann so im Bett liegen sah. Mittlerweile finde ich es sogar angenehm, dass jemand hier ist, und sie gibt mir dann wirklich auch mütterliche Tipps (lacht). Sie will sich dann einfach um mich kümmern. Dann kocht sie gleich Mittagessen und ich denke dann schon: «Das ist jetzt komisch, jetzt sitze ich hier mit der Kinderfrau und esse zu Mittag und meine Frau ist irgendwo am malochen» (lacht). Jetzt ist das in Ordnung, aber eine Au-Pair, die auch noch hier wohnt, hätten wir nicht gewollt, das wäre dann schon zu nahe.»

Inzwischen wendet sich Fabio auch bei Fragen zur Entwicklung der Kinder an Florence: «Für mich ist sie auch eine Art Gesprächspartnerin, wenn es um die Entwicklung geht. Eliane kommt jetzt in die Pubertät. Das ist nicht nur für sie, sondern auch für mich verunsichernd. Wenn ich Florence frage, was sie meint und was sie denkt, wo Eliane steht, ist es interessant zu erfahren, was von ihr kommt. Es ist meistens sehr treffend und teilweise auch sehr hilfreich, denn sie sagt Sachen, die ich noch nicht so gesehen hätte.»

Irgendwann werden sich Florence von den Kindern und diese von ihrer «Ersatzmutter» jedoch lösen müssen: «Ich weiss ja nicht, wie lange ich noch da bin und wie lange sie mich brauchen. Aber ich will ja auch nicht bis 70 arbeiten. Das ist ja klar. Für die Kinder wäre das ja auch nicht gut. Wenn ich älter werde, kann ich auch nicht mehr so viel machen mit ihnen und sie werden ja auch älter und dann brauchen sie mich ja nicht mehr. Für mich ist alles ok. Ich hoffe, dass bei Ihnen auch alles ok ist und wie lange, das wissen wir nicht, das werden wir dann sehen.»

Die Hausangestellte als Quasi-Familienmitglied

Das Arrangement von Fabio und Sonja wird von allen Beteiligten als ideale Lösung beschrieben. Eine ausgebildete Kinderbetreuerin mit langjähriger Erfahrung und eigenen erwachsenen Kindern betreut die beiden schulpflichtigen Mädchen des Paares und erledigt gleichzeitig den Haushalt ihrer Arbeitgeber. Diese können sich währenddessen hundertprozentig ihrer Berufstätigkeit und an den freien Tagen voll ihren Kindern widmen. Für die beiden Kinder ist die Betreuerin zu einem geliebten Familienmitglied geworden. Und die Betreuerin selbst nimmt ihre Tätigkeit oft gar nicht als Arbeit im engeren Sinne wahr. Klar eingegrenzte Betreuungszeiten schützen sie zudem vor einem Ausufern ihrer Arbeitszeit.

Genau solche Arrangements, in denen die Kinder daheim in der vertrauten Umgebung des Familienhaushalts betreut werden, gelten in unserer gegenwärtigen Gesellschaft als ideal. Fragt man junge Erwachsene, wie sie ihre zukünftigen Familien organisieren wollen, so nennen sie dies oft als wichtigsten Punkt: Kinder sollen im Familienhaushalt aufwachsen können. Und: Es soll immer jemand für die Kinder daheim sein. Dank der Kinderbetreuerin, die praktisch zur Familie gehört, können Fabio und Sonja dieses Ideal leben und trotzdem beide weiterhin berufstätig sein.

Die Lösung hat aber ihren Preis. Sie funktioniert nur so lange, wie von Sonja und Fabios Einkommen nach Abzug aller laufenden Auslagen für die eigene Familie genügend übrig bleibt, um daraus den Lohn einer dritten Person zu bezahlen – inklusive deren Altersvorsorge und Versicherungsbeiträge. Oder anders ausgedrückt, sie funktioniert nur so lange, wie zwischen dem Salär einer Kinderbetreuerin und einem Juristen oder einer Ärztin eine relativ grosse Lohndiskrepanz besteht. Das Arrangement basiert also darauf, dass Kinderbetreuung als bezahlte Arbeit trotz der grossen Verantwortung vergleichsweise gering entlohnt wird – wie es für viele Tätigkeiten, die traditionell unbezahlt von Frauen übernommen wurden, nach wie vor der Fall ist. Folge davon ist, dass sich Sonja und Fabio eine Person leisten können, die ihre Kinder betreut und ihren Haushalt besorgt, dies ihre Kinderbetreuerin jedoch nicht könnte. Sie versorgt auch ihren eigenen Haushalt und die Kinder selbst.

Damit kann das Arrangement, das sich in der Familie von Sonja und Fabio sehr gut bewährt, nicht für alle Familien als Lösung der Vereinbarkeitsproblematik dienen. Es steht nur einer relativ kleinen Schicht von gutverdienenden Paaren zur Verfügung, die sich die Beschäftigung einer gelernten Kinderbetreuerin und Haushälterin leisten können. Die gesellschaftliche Herausforderung bleibt damit bestehen, auch für Familien mit tieferen und mittleren Einkommen tragfähige Betreuungslösungen zu entwickeln.

Dr. Karin Schwiter ist Oberassistentin am Geografischen Institut der Universität Zürich. Sie hat in ihrer Dissertation untersucht, wie sich junge Erwachsene ihre zukünftige Familie vorstellen und wie sie die Arbeit aufteilen wollen.

Karin Schwiter (2011): *Lebensentwürfe. Junge Erwachsene im Spannungsfeld zwischen Individualität und Geschlechternormen.* Frankfurt am Main: Campus-Verlag.

Arbeitsverhältnisse im Privathaushalt

Die Zahl der in Haushalten als Putzfrauen, Hausarbeiterinnen, Au-Pairs, Kinderbetreuerinnen und Altenpflegerinnen angestellten Frauen hat deutlich zugenommen – auch in der Schweiz: Laut der Gewerkschaft Unia (2007) dürfte sich die Beschäftigung in privaten Haushalten in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt haben. Bezahlte Betreuungs- und Hausarbeit wird in Privathaushalten hauptsächlich von Frauen mit Migrationshintergrund geleistet. Im Rahmen des Au-Pair-Arrangements leben junge Frauen aus europäischen und aussereuropäischen Staaten in Familien mit Kindern und leisten Haus- und Betreuungsarbeit. Zunehmend sind Frauen ohne regulären Aufenthaltsstatus (Sans-Papiers) im Hauswirtschafts- und Care-Bereich beschäftigt (EKM 2010). Die Anlaufstelle für Sans-Papiers Basel führte 2004 eine erste detaillierte Befragung von Sans-Papiers in der deutschen Schweiz durch (Alleva und Niklaus 2004). Befragt wurden rund 100 Sans-Papiers, die sich an die Beratungsstelle gewandt hatten. Die Mehrheit der Befragten stammt aus Lateinamerika (insbesondere Ecuador). Die im Haushalt tätigen Frauen sind im Durchschnitt bei fünf verschiedenen ArbeitgeberInnen angestellt, wo sie putzen, bügeln oder Betreuungsaufgaben übernehmen. In der 24-Stunden-Betreuung von Pflegebedürftigen sind es immer häufiger osteuropäische Pendelmigrantinnen, die im Rahmen der EU-Personenfreizügigkeit im ein- bis dreimonatlichen Rhythmus zwischen Herkunftsland und der Schweiz hin- und herpendeln (Medici und Schilliger 2012).

Eine Studie im Auftrag des Staatssekretariats für Wirtschaft SECO zeigt, dass neben dem Baugewerbe der Haushaltsbereich den grössten Anteil an missbräuchlichen Lohnzahlungen (Tiefstlöhne) aufweist (Observatoire Universitaire de l'Emploi 2009). Seit 1. Januar 2011 besteht deshalb im Haushaltssektor ein Normalarbeitsvertrag (NAV), der einen verbindlichen Mindestlohn festlegt für Arbeitsverhältnisse, die mehr als fünf Stunden wöchentlich beim gleichen Arbeitgeber umfassen. Der NAV enthält drei verschiedene Brutto-Mindestlohnansätze, welche nach der Qualifikation der Arbeitnehmenden abgestuft sind (Ungelernte ohne Berufserfahrung 18.20 Franken, Ungelernte mit über vier Jahren Berufserfahrung 20 Franken, Gelernte mit einer dreijährigen beruflichen Grundbildung und einem Eidgenössischen Fähigkeitszeugnis 22 Franken).

Für Arbeitgebende von Personal in Privathaushalten besteht seit 2008 ein Abrechnungsverfahren, mit dem u.a. die Sozialversicherungsbeiträge und Quellensteuer einfacher abgerechnet werden können.

Weitere Informationen dazu beim Amt für Arbeit und Wirtschaft: www.ak-bs.ch/public

Arbeitnehmende ohne geregelten Aufenthalt können sich bei der Anlaufstelle für Sans-Papiers beraten lassen: www.sans-papiers.ch

Juristisches Dossier zu rechtlichen Fragen bezüglich der Arbeitsverhältnisse in der Hauswirtschaft und der Betreuung im Privathaushalt und deren arbeits-, migrations- und sozialversicherungsrechtlichen Rahmenbedingungen: Medici, Gabriela (2011): Hauswirtschaft und Rechtliche Rahmenbedingungen. Link: www.stadt-zuerich.ch

Betreuungs- und Pflegeanforderungen

Arrangement 11

«Er hat das ganze Leben lang alles für mich getan, und dies tue ich jetzt auch für ihn.»

Arrangement 12

«Ich bin sehr müde»

Arrangement 13

«Das Dementsein, das ist etwas ganz Verrücktes.»

Arrangement 14

«Meine Raumpflegerin massiert mir manchmal den Rücken und schneidet mir die Haare.»

«Er hat das ganze Leben lang alles für mich getan, und dies tue ich jetzt auch für ihn.»

Anna Hilmer ist 71 Jahre alt und lebt zusammen mit ihrem 78-jährigen Mann in einer 3,5-Zimmer-Wohnung im St. Johann-Quartier. Frau Hilmers Mann leidet an einer seltenen Krebserkrankung. In den vier Jahren, in denen sie ihn nun zu Hause pflegt, hatte er mehr als sieben Operationen und einen Schlaganfall. Mittlerweile ist er bettlägerig und kann nicht mehr sagen, ob er Durst oder Hunger hat. Die Ärzte haben Frau Hilmer schon mehrere Male gesagt, dass sie Abschied nehmen müsse.

Gesundheits- und Pflegekosten aus der eigenen Tasche

«Jetzt, bevor Sie gekommen sind, ging ich nochmals hinein und schaute, dass er etwas trinkt, damit ich eine Stunde hier sitzen kann. Jetzt ist er versorgt. Nachher, nach einer Stunde, gehe ich dann wieder schauen.»

Frau Hilmer setzt sich an den kleinen Küchentisch, wo sie einen Kaffee vorbereitet hat und zündet sich eine Zigarette an. Drei Mal im Tag kommt eine private Spitex-Firma, um sie bei der Pflege ihres Mannes zu unterstützen. Sonst macht sie alles alleine.

«Wenn Sie Ihren Mann ins Pflegeheim geben, dann kommt Sie das noch teurer, hat mir die Krankenkasse gesagt. Ich bekomme Pflegebeiträge von 820 Franken im Monat. Im letzten Monat habe ich 675 Franken allein der Spitex bezahlt für die Matratze, den Pickettdienst und den täglichen Selbstbehalt. Ich musste auch den Bettlift selbst bezahlen, den Rollator, den Rollstuhl und den Nachtstuhl. Und als mein Mann zum Beispiel offen war unten am Fuss, man weiss nicht, ob es vom Krebs ist oder vom Liegen, hat mir der Arzt eine spezielle Salbe verschrieben. Diese musste ich selbst bezahlen, weil sie nicht im Katalog ist. So hat man viele Auslagen nebenbei, die sich so ansammeln und das ist einfach nicht in Ordnung.»

Mit den Diensten der Spitex-Firma ist sie sehr zufrieden: «Die wollen nur das Beste für meinen Mann.» Sie behandeln seine Wunde und spritzen ihm das Morphium, da sie Angst hat, sie könnte ihm dabei Schmerzen zufügen. Auch das Rasieren überlässt sie lieber der Spitex.

«Ich meine nicht die kantonale Spitex, die hat nicht meinen Vorstellungen entsprochen. Aber ich muss sagen, diese andere Firma, die gibt sich wirklich sehr viel Mühe. Natürlich gibt es immer Personen, die einem nicht so sympathisch sind, aber im Grossen und Ganzen ist es also wirklich super.»

Für die Entschädigung dieser Dienste muss sie kämpfen. Die Krankenkasse hat Frau Hilmer noch 360 Stunden bewilligt. Danach bezahlen sie nur noch einen festgelegten Betrag pro Monat.

«Mein Mann ist seit 1957 in Basel, hat beim Staat gearbeitet und zahlt der Krankenkasse eine Zusatzversicherung für Hilfsmittel und Spitex. Wenn mein Mann einmal nicht mehr da ist, werde ich eine Unterredung verlangen bei der Krankenkasse, um sie zu fragen, wofür ich überhaupt diese Zusätze bezahle. Sie sollen doch froh sein, wenn es Leute gibt, die ihren Partner daheim pflegen.»

Betreuung von früh morgens bis spät abends

Obwohl sich Frau Hilmer nicht vorstellen könnte, Ihren Mann in ein Heim zu geben, ist sie manchmal unsicher, wie lange sie noch genügend Kraft für die Pflege haben wird, die auch körperlich sehr anstrengend ist.

«Als er nicht mehr selber gehen konnte, ging ich auf den Boden, wenn er aufs WC gehen musste, und bewegte seine Füsse vorwärts. Zuletzt brachten wir ihn nicht einmal mehr zu dritt vom Sessel hoch, weil er ein Meter neunzig gross ist; er wog einmal 116 Kilo. Wegen dieser «Lüpferei» habe ich mir auch den Rücken kaputt gemacht.»

Sie ist für ihren Mann da vom Moment an, an dem sie aufsteht bis abends, wenn sie müde ins Bett sinkt.

«Am Morgen gehe ich ins Schlafzimmer und sehe, ob mein Mann wach ist, und dann mache ich Frühstück für ihn bereit und gebe es ihm. Nachher wasche ich ihn. Zwischendurch muss ich immer wieder kontrollieren, dass er etwas trinkt. Ich muss ihm das Mittagessen geben und wieder schauen, ob er etwas trinkt. Dann muss ich ihm etwas zum Abendessen geben. Manchmal stehe ich eine Stunde am Bett, bis er gegessen hat. Zum Beispiel frische Mango-Crème mit Rahm. Anstatt sie zu schlucken, gurgelt er sie. Abends gehe ich um halb neun Uhr ins Bett. Ich habe seit Weihnachten nie mehr ferngesehen abends. Ich schaff es nicht. Ich bin zu müde. Nachts stehe ich manchmal vier, fünf Mal auf. Da er nicht mehr alleine aus dem Bett kann, muss ich ihm die Flasche geben und ihm helfen, am Bettrand aufzusitzen. Ja, ich habe schon viel gemacht ...»

Selbst wenn er zwischendurch im Krankenhaus sein muss, kann sie sich nicht erholen.



«Als er im November im Spital war für diese Hauttransplantation, brachte ich ihn am Morgen hin, blieb bis Mittag, ging nach Hause und auf zwanzig vor drei zurück ins Spital für die Arztvisite. Dann blieb ich bis um sechs und ging wieder nach Hause. Ich war fix und fertig und ging um acht mit einer Schlaftablette ins Bett. Um halb zwei Uhr morgens riefen sie mich vom Spital an und sagten mir, dass mein Mann tue wie ein Verrückter und dass sie ihn nicht mehr beruhigen könnten, weil er zum Anneli wolle. Ich hab dann am Telefon mit ihm gesprochen, dann ging es wieder. Zwei oder drei Mal hat er nachts die Koffer gepackt und ging hinaus, da er zum Anneli wollte. Er hat sich einfach von Anfang an hundertprozentig auf mich verlassen.»

Auch der Haushalt wird anstrengender, wenn man eine Person zu Hause pflegt, wie Frau Hilmer erklärt: «Ich habe immer einen Haufen Wäsche. Dann ist der Katheter verstopft und platzt und dann muss ich die Duvets abziehen und alles wieder waschen. Ich muss jede Woche viel Bett- und Frottéwäsche waschen. Am Anfang hatte ich ja noch die Spitex zum Waschen am Morgen, aber weil ja die Krankenkasse nicht mehr so viele Stunden bezahlen will, mache ich das jetzt auch noch selbst. Zum Glück sind die Leute im Haus sehr grosszügig mir gegenüber und lassen mich waschen, wann ich will.»

Vermehrt kommt es auch zu Notfallsituationen in der Nacht. Dann braucht sie Hilfe von Freunden oder von der Spitex: «Einmal wurde ihm schwindlig in der Nacht und ich habe ihn nicht aufrichten können. Zuerst habe ich einen Freund angerufen und dann die Nummer 144. Sonst, wenn in der Nacht etwas ist, kann ich die Spitex anrufen, da ich meinen Mann nicht alleine hochheben oder auf die Seite drehen kann. Das letzte Mal, als gerade niemand frei war, kam der Chef sogar persönlich.»

Frau Hilmer ist auch sehr dankbar für die Hilfe ihrer Freunde. Diese ermöglichen es ihr, ihre wenigen eigenen Termine beim Zahnarzt oder der Fusspflege wahrnehmen zu können. Diese plant sie weit im Voraus. Weitere Aktivitäten ausser Haus sind nicht mehr möglich – auch wenn Frau Hilmer gerne mal mit einer Freundin einen Kaffee trinken gehen würde.

«Abends gehe ich um halb neun Uhr ins Bett. Ich habe seit Weihnachten nie mehr ferngesehen abends. Ich schaffes es nicht. Ich bin zu müde.»

Aus Liebe zu ihrem Mann

Während Frau Hilmer ruhig über ihren Alltag erzählt, hört man ihren Mann leise aus dem Schlafzimmer rufen.

«Ich muss es mir ein bisschen angewöhnen, nicht bei jedem Ton aufzuspringen, weil dieses ewige Hin-und-Her ergibt viele Kilometer jeden Tag.»

Sie seufzt und wirkt nachdenklich. Auf die Frage, was es für sie bedeute, sich um ihren Mann zu kümmern, blickt sie auf und sagt leise mit Tränen in den Augen: «Das ist ganz einfach beantwortet: Weil ich meinen Mann liebe. Aus diesem Grund tue ich es. Ich hab einen herzensguten Mann gehabt. Ich rede immer mit ihm. Wenn ich ihm das Essen gebe, sage ich, das ist gut, oder? So banale Sachen. Etwas anderes kannst du nicht mehr machen, aber er merkt ja, dass man hier ist. Oft sagt er Dinge, die man überhaupt nicht versteht oder er versucht etwas zu erzählen, aber bringt die Worte nicht mehr heraus. Heute Morgen lief wieder eine Maus durchs Schlafzimmer. Er habe sie genau gesehen. Dann fährt er wieder Auto und dann ist er wieder im Dienst. Er hat immer solche Phasen. Plötzlich sagt er dann: «Schätzeli, nicht ins Auto steigen, es ist gefährlich!» Manchmal muss man schon lachen. Er rief mich auch schon Bruno oder Peter und dann kann er wieder sagen: «Mein Schatz ist doch die Beste.»»

Sie denkt, dass es für ihren Mann gut wäre, «wenn er einmal erlöst werden dürfte». Trotzdem weiss sie, dass der Moment, wenn er sie verlassen wird, schwer sein wird.

«Mein Mann ist eine so starke Persönlichkeit und wird immer wieder gesund. Alle sagen, er sei ein Phänomen. Alle meinen, dass er schon längst tot sein müsste. Die Spitex sagt, wenn er nicht zu Hause wäre, wäre er schon lange nicht mehr hier. Meine Schwägerin sagt jeweils, wenn der Fritz wüsste, was für eine Belastung er für mich ist, würde er das nicht wollen. Aber in seinem Hinterkopf ist: «Ich darf das Anneli nicht alleine lassen, ich muss beim Anneli bleiben.» Mein Mann ist glücklich in seinem Bett, nur, weil ich hier bin (sehr betont). Mein Mann ist alles für mich und ich bin alles für ihn gewesen und ich werde es schaffen. Ich bin seine Königin, ich bin es schon immer gewesen. Er hat das ganze Leben lang alles für mich gemacht und dies tue ich jetzt auch für ihn und ich würde ihn nie ins Heim geben! Wenn ich noch mehr tun muss, dann tu ich's eben und wenn es einmal nicht mehr geht, dann müssen wir weiterschauen.»

Tägliche Belastung und fehlende öffentliche Unterstützung bei der Pflege von Angehörigen

Als meine Schwester und ich unsere über 90-jährige Mutter fragten, ob sie zu Hause bleiben oder in ein Alters- und Pflegeheim gehen wolle, falls sie regelmässige Unterstützung, Betreuung und Pflege brauche, sagte sie ohne zu zögern: «Pflegeheim. Ich will nicht, dass meine Töchter mich pflegen müssen. Ich weiss, was das heisst.» Auch die Schwägerin von Frau Hilmer sagt, dass ihr Mann, wenn er wüsste, was für eine grosse Belastung er für seine Frau ist, ihr dies nicht zumuten wollte. Das Porträt zeigt eindrücklich, was meine Mutter meinte. Eigentlich hätte sie sagen sollen: «Ich weiss, was das heissen kann.» Die Pflege kann Jahre dauern oder auch «nur» während weniger Wochen sehr belastend sein. Die Ärzte haben Frau Hilmer schon mehrere Male gesagt, dass sie Abschied nehmen müsse. Diese Ungewissheit erschwert den ohnehin schwierigen Entscheid zwischen Pflegeheim und Hauspflege.

Die tägliche Belastung von Frau Hilmer – jahraus, jahrein – ist schlicht unvorstellbar. Und je schwerer die Arbeitslast für die Pflegenden wird, desto mehr Leistungen bezahlt die Krankenkasse, um sie zu entlasten – würde man annehmen. Wenn es um Unterstützung im Pflegealltag geht, ist dem jedoch nicht so; nicht, wenn es zum Beispiel um das häufige Wechseln und Waschen der Bettwäsche oder auch um die unzähligen täglichen Handreichungen geht, die Schwerkranke brauchen. In der Schweiz bezahlen die obligatorischen Krankenkassen und die öffentliche Hand nur einen kleinen Teil der tatsächlichen Pflege- und Betreuungskosten von Langzeitkranken – sehr viel weniger im Vergleich zu den Kosten einer ambulanten medizinischen Behandlung oder eines Akutspitals, sehr wenig aber auch im internationalen Vergleich. Eine vergleichende OECD-Studie zeigt beispielsweise, dass in der Schweiz Private rund 61 Prozent der Kosten von Langzeitpflege selbst bezahlen müssen, in Österreich 18 Prozent, in Deutschland 29 Prozent und in Frankreich sogar nur 1 Prozent.

Wenn auch dieser Anteil je nach kantonaler Zusatzfinanzierung unterschiedlich hoch ausfällt, ist die obligatorische Krankenversicherung in Sachen Langzeitpflege sehr unbefriedigend geregelt – in dreierlei Hinsicht: Erstens sind die Pflegekosten, welche von der obligatorischen Krankenkasse und vom Kanton übernommen werden müssen, als Pflegehandlung definiert und nicht als tatsächlicher Zeitaufwand für Pflege. Diese Regelungen führen zu einer lebensfremden Starrheit der professionellen Pflege, was sich durch die Tarifunterschiede für medizinische Pflege und Grundpflege noch verstärkt: Der Spitex wird dadurch ein dysfunktionales, arbeitsteiliges Minute-Management aufgezwungen – je kränker ein Mensch ist, desto negativer wirkt sich das für die Kranken und die pflegenden Angehörigen aus. Zweitens sind in der Schweiz, wie schon erwähnt, medizinische Pflege und Grundpflege nur in einem sehr engen Sinn versichert, nicht aber die Betreuung und die täglichen Hilfeleistungen, auf die ein Mensch angewiesen ist, wenn er wie Herr Hilmer schwer krank ist. Die Zusatzversicherungen und die Hilfenentschädigungen genügen bei weitem nicht, um eine substanzielle, bezahlte Entlastung für pflegende

Angehörige zu finanzieren. Auch darüber spricht Frau Hilmer mit berechtigtem Unmut. Drittens: Die obligatorischen Krankenversicherung und der Staat zahlen nicht nur wenig an die Pflege zu Hause, sondern auch an die für Schwerkranke sehr hohen Kosten eines Pflegeheims.

Wir kennen die finanziellen Verhältnisse des Ehepaar Hilmer nicht. Es ist leider gut möglich, dass Frau Hilmer unter dem heutigen Versicherungsregime faktisch nur die Wahl hat zwischen Pflegeüberforderung zu Hause oder finanziellem Ruin durch Pflegeheimkosten, vorausgesetzt ihr Mann lebt noch mehrere Jahre. Sie hat entschieden, sie gibt ihren Mann nicht ins Pflegeheim.

Die Ökonomin **Mascha Madörin** befasst sich seit über zwanzig Jahren mit feministischer Ökonomie. Sie arbeitet gegenwärtig zur Gesundheitsökonomie aus der Sicht der Pflege.

Madörin, Mascha (2010): Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In: **Christine Bauhardt** und **Gülay Çağlar** (Hrsg.): Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 81–104.

Madörin, Mascha (2010b): Weltmarkterfolg auf Kosten der Frauen. Steuerpolitik, Care- und Genderregimes in der Schweiz. In: *Widerspruch*, Heft 58, S. 97–108.

Madörin, Mascha (2011): Das Auseinanderdriften der Arbeitsproduktivitäten: Eine feministische Sicht. In: *Denknetz Jahrbuch 2011*. Zürich: Edition 8, S. 56–70.

«Ich bin sehr müde.»

Zarina und Timur Rani kommen aus einem Land in Zentralasien und leben schon seit längerem in der Schweiz. Sie wohnen mit ihrem 7-jährigen Sohn und der 19-jährigen geistig und körperlich schwer behinderten Tochter in einer Dreizimmerwohnung in einer freundlichen Familien-Überbauung in Kleinhüningen. Herr Rani arbeitet in einem Vollzeit-Pensum als Handwerker und kommt jeweils erst abends nach Hause. Frau Rani kümmert sich um den Haushalt und die Betreuung und Pflege der beiden Kinder. Sie würde gerne wieder einer Erwerbsarbeit nachgehen, doch die täglichen Aufgaben, die manchmal schwer plan- und voraussehbar sind, erlauben dies nicht.

Lange Tage mit unsichtbarer Arbeit

Als Frau Rani beschreibt, was ihr die Kinder bedeuten, beginnt sie zu weinen: «Oh Gott, ich hab meine beiden Kinder so lieb, unheimlich lieb, und ich fühl mich sehr glücklich, wenn ich mit ihnen bin und sie lieben mich beide auch. Das ist die Zeit, die ich genieße. Ich gehe jeden Abend zuerst zu Xenia und dann zu Lars ans Bett. Xenia sag ich einfach gute Nacht, und wir reden ein bisschen und bei Lars leg ich mich unbedingt hin, und wir reden auch und erzählen Geschichten oder spielen einfach. Das ist ein Ritual.»

Lars geht zur Schule, Xenia besucht während der Woche jeweils bis vier Uhr nachmittags eine Fördertagesstätte. Morgens um sechs Uhr stehen Frau und Herr Rani zusammen mit den Kindern auf: «Wir waschen und duschen Xenia jeden Morgen ein bisschen, nicht ganz, aber wenigstens ein bisschen. Wir putzen ihr die Zähne und ziehen sie an. Sie hat auch Windeln. Ich kämme sie und mache ihr einen Zopf, denn sie hat ganz schöne lange Haare. In der Zwischenzeit steht mein kleiner Sohn auf. Dann essen die beiden und ich bereite alles vor. Wenn ich damit fertig bin – mein Mann geht inzwischen schon zur Arbeit – mache ich beiden das Znüni für die Schule und für die Tagesstätte. Dann kommt der Bus, der Xenia abholt, und ich bringe Lars in die Schule. Heute habe ich ihn zum ersten Mal nur über die Strasse gebracht und dann ist er alleine weitergegangen. Um zwölf geht es dann schon wieder los. Ich hole Lars von der Schule ab. Ich koche ohne Ausnahme jeden Tag, das ist meine Angewohnheit. Wir haben auch in unserem Herkunftsland so gelebt: Wenn man dort nicht kocht, bedeutet das, dass man wahrscheinlich nichts zu Essen hat.»

Da die Betreuung und Pflege von Xenia sehr viel Zeit in Anspruch nimmt, erledigt Frau Rani viele Dinge abends – bis spät in die Nacht hinein: «Es gibt so viel zu tun, das Geschirr und das Bügeln und, mein Gott, Aufräumen und alles mögliche mehr. Ich bin im Moment sehr überlastet, wirklich. Ich gehe immer um ein Uhr morgens schlafen, frühestens um ein Uhr. Wenn dann alle schlafen, dann hab ich Ruhe und Zeit, um etwas zu erledigen, was ich am Tag nicht machen konnte. Manchmal kommt mein Mann nach Hause, und ich habe ein schlechtes Gewissen. Ich bin wahrscheinlich so erzogen worden, ich weiss nicht und ich denke: «Oh mein Gott, was habe ich denn heute den ganzen Tag gemacht?» Ich bin zu Hause und arbeite nicht und dann hat man irgendwie ein schlechtes Gewissen, dass man zu Hause ist und nichts gemacht hat. Ich hab schon mal versucht, nur für mich aufzuschreiben, was ich am Tag mache. Es ist wirklich unheimlich viel, aber man sieht das nicht so besonders, die Frauenarbeit, genau. Das Geschirr wird wieder schmutzig und die Betten werden wieder durcheinandergebracht ...»

Eine Aufgabe ohne Pause

«Ich bin sehr müde». Frau Rani hat Tränen in den Augen, unterbricht und schluchzt einen Moment. Das Telefon klingelt, doch sie erzählt weiter und entschuldigt sich: «Ich habe heute Nacht sehr wenig geschlafen und jetzt bin ich ein wenig angespannt. Xenia hat manchmal so Schreiphasen, auch in der Nacht. Es gibt Wochen, in denen sie ganz ruhig ist und manchmal schreit sie sehr laut. Wir haben Einschlaftabletten für sie bekommen, aber sie helfen nicht immer. Manchmal schläft sie wieder ein und ist eine halbe Stunde später wieder wach. Man weiss ja nie, ob wir heute Nacht schlafen werden oder nicht.» Manchmal fühlt sich Frau Rani sehr alleine: «Ich wünschte mir, dass mein Mann mich mehr versteht. Er unterstützt mich zu wenig. Ich finde, dass die Männer da nicht so sensibel sind, wahrscheinlich nicht alle. Wenn er nach Hause kommt und noch Zeit hat, für sich am Computer zu sitzen, kann ich wirklich nur staunen. Ich hab das nie. Wenn ich am Computer sitze, dann schreibe ich einen Brief oder begleiche Rechnungen, aber nichts anderes.»



Neben Müdigkeit leidet Frau Rani zurzeit auch an starken Schmerzen in den Armen. Die Pflege ist körperlich anstrengend, da ihre Tochter mittlerweile grösser ist als sie selbst.

Frau Rani wünscht sich für ihre Tochter einen guten Platz in einer Institution – nicht nur für Wochenenden oder Ferien, sondern auch als mögliche Lösung für die Zukunft. In das Heim, in dem Xenia während den Ferien schon mal war, kann sie leider nicht mehr hingehen, da sie inzwischen über 18 Jahre alt ist: «Es gibt zu wenig Plätze für die Betreuung. Da haben wir immer wieder Schwierigkeiten und man hat keine Entlastung. Für kranke Kinder gibt es mehrere Institutionen, wie zum Beispiel das Schweizerische Rote Kreuz. Aber für behinderte Kinder gibt es zu wenig. Das Problem ist akut, es gibt zu wenig Institutionen, die einen entlasten können. Ich möchte Xenia nicht ganz abgeben in ein Heim, wo sie immer wohnt, auf keinen Fall – noch nicht. Aber für zwei Wochen im Sommer und zwei Wochen im Winter, das würde ich schon sehr gerne machen. Man muss sich sehr früh anmelden, da es zu wenig Plätze gibt. Wirklich. Wir würden uns auch gerne ein Wochenende nehmen für uns. Wir gehen sehr gerne in die Berge und wandern gerne – das ist mit Xenia unmöglich. Und wenn dann der eine nicht geht, möchte der andere auch nicht gehen. Und wenn wir am Wochenende alle zusammen sind, ist es auch ein bisschen zu viel, immer wieder.»

Der Wunsch nach Arbeit «ausser Haus»

Frau Rani würde sehr gerne einer Erwerbsarbeit nachgehen, was wegen ihrer Betreuungs- und Pflegeverpflichtungen jedoch schwierig zu organisieren ist: «Ich habe versucht zu arbeiten. Ich habe bei einer befristeten Stelle zu zehn Prozent gearbeitet und habe damals gemerkt, dass schon das wirklich sehr viel war für mich. Wenn Xenia am Morgen Anfälle hat, dann kann ich sie nicht in die Schule schicken und muss zu Hause bleiben. Damals habe ich mich mit meinem Schwager so verabredet, dass er mich unterstützte, wenn ich nicht konnte. Ich bin nie zu Hause geblieben, aber es war zu viel. Aber ich würde gerne arbeiten, ich bin schon so lange zu Hause, jetzt seit drei oder fast vier Jahren. Und es ist sehr anstrengend und tut auch nicht gut, ganz sicher nicht. Wahrscheinlich wäre es viel besser, wenn wir jemanden zu Hause hätten, so dass Xenia in den Stunden, die ich weg wäre, von jemandem betreut würde. Ich habe fest vor, in den nächsten zwei, drei Jahren etwas zu verändern, und ich hoffe, dass das klappt. Ich muss nicht unbedingt als Kauffrau arbeiten, das ist ein bisschen zu stressig für mich und macht mir nicht so viel Spass. Ich würde gerne als Übersetzerin arbeiten. Ich habe auch Englisch gelernt und spreche ein wenig Italienisch. Ich würde gerne etwas mit Menschen machen, vielleicht helfen in irgendeinem Bereich, aber nicht als Pflegerin, das kann ich nicht und möchte ich nicht, das habe ich zu Hause genug.» Früher lebte die Familie Rani in Berlin, wo Frau Rani auch einer Erwerbsarbeit nachging. Ursprünglich war es nicht geplant, dass

«Ich wünschte mir, dass mein Mann mich mehr versteht. Er unterstützt mich zu wenig. Ich finde, dass die Männer da nicht so sensibel sind, wahrscheinlich nicht alle.»

sie dies hier in der Schweiz nicht mehr tun würde: «Das hat sich so ergeben, in Deutschland war es anders. Da habe ich eine Ausbildung gemacht als Aussenhandelskauffrau, und ich habe auch als Buchhalterin gearbeitet, zuerst als Sekretärin, und mein Mann war mehr zu Hause. Er hat auch gearbeitet, aber er war zwei, drei Jahre voll zu Hause und hat einige Dinge übernommen. Er hat zwar nie gekocht und sich um die Papiere gekümmert, aber er hat Staub gesaugt und solche Sachen. Er kocht sehr selten, vielleicht einmal, zweimal im Jahr und dann ist das ein Fest für uns (lacht). Deshalb haben wir auch im vornherein abgesprochen, dass er arbeitet.»

Mittlerweile ist es für Frau Rani schwierig, eine Arbeit zu finden: «Ich hab mich viel beworben und angerufen, aber ohne Erfahrung möchte man niemanden anstellen. Man möchte unbedingt jemanden, der unter 35 Jahre alt ist, aber zehn Jahre Erfahrung hat. Ich habe in der Schweiz auch schon gearbeitet, aber meistens ehrenamtlich. Ich bin schon 44, und eine Arbeit zu finden ist gar nicht so einfach. Besonders in meiner Situation...»

Behindertenpflege zuhause und institutionelle Lücken bei Entlastungsangeboten

Frau Rani schildert sehr eindrücklich, wie sie rund um die Uhr pflegt, betreut, den Haushalt führt und alle Familienangelegenheiten regelt; wie sie jeden Tag gleich zu gestalten versucht und dabei hofft, dass diese Routine nicht durchbrochen wird... Und doch wird sie es! So zum Beispiel, wenn Xenia sie in der Nacht mit ihren Schreikrämpfen wach hält oder wenn ihre Tochter krank wird. Dann erfährt Frau Rani nicht nur ihre persönlichen Grenzen, sondern weiss auch um die zukünftigen Herausforderungen. Es gibt auch noch die wenigen Momente, in denen sie glücklich ist und die sie als Mutter geniesst. Das sind die abendlichen Rituale des Zu-Bett-Gehens, das gemeinsame Spielen, Vorlesen und Reden. Hat Frau Rani Zeit für sich selbst? Nein. Sie spricht nicht über Freunde, über Erholung, über Freizeit, über Ausbildung. Die Zeit, die sie nicht für Xenia aufbringt, braucht sie für den Haushalt; denn es ist ihr wichtig, dass immer alles aufgeräumt ist und dass sie ein gutes Essen zubereitet. Sie selbst und das gesamte Familienleben sind um Xenia und ihre Bedürfnisse herum organisiert. Gemeinsame Familienausflüge und Ferien, daran ist einfach nicht (mehr) zu denken.

Wir wissen heute, dass in der Schweiz der Anteil Arbeitsstunden aus unbezahlter Arbeit höher ist als jener aus Erwerbsarbeit. Und wir wissen, dass ein überdurchschnittlicher Anteil der unbezahlten Arbeit in Haushalten und insbesondere von Frauen geleistet wird. Frau Rani's Situation ist also typisch für ein Pflegesetting mit klassischer Rollenaufteilung und wohl auch mit traditionellem Rollenverständnis. Doch Frau Rani will sich verändern, hat Vorstellungen davon, wie es sein könnte, denkt an die Zukunft und weiss, dass es Änderungen brauchen wird. So möchte sie gerne wieder arbeiten, auch wenn sie ihre Möglichkeiten nach dem langen Ausstieg aus dem Erwerbsleben als nicht wirklich gut einschätzt. Sie will aber ihren ganz persönlichen Traum noch nicht ganz aufgeben. Weniger das Geld als vielmehr die Aussicht darauf, etwas für sich machen zu können, Anerkennung zu erfahren und nicht nur auf die Rolle der pflegenden Mutter und Hausfrau reduziert zu sein, motiviert sie, Alternativen anzudenken. Und mit Blick in die Zukunft weiss Frau Rani auch, dass für sie die Betreuung von Xenia immer schwieriger wird.

Für pflegende Angehörige wie Frau Rani braucht es mehr, insbesondere flexiblere und kostengünstigere Betreuungsangebote – sowohl im ambulanten als auch im institutionellen Bereich. Diese würden es erlauben, die 24-Stunden-Pflegeverantwortung neu aufgeteilt zwischen verschiedenen Partnern und Partnerinnen wahrzunehmen. Sie würden neue Perspektiven und Möglichkeiten schaffen. Und nur wer Pflegeverantwortung teilen und delegieren kann, ist in der Lage, Entscheidungsautonomie über sich selbst und seine Lebenssituation (zurück) zu gewinnen.

Dr. Andrea Ch. Kofler ist Dozentin an der Zürcher Hochschule für angewandte Forschung in Wädenswil. Sie hat an der SPITEX-Studie zu pflegenden Angehörigen von älteren Menschen mitgearbeitet.

Kofler, Andrea Ch. und Brigitte Schnegg (2010): Eine qualitative Bewertung des Zusammenspiels informeller und ambulanter Pflege.

In: Pflegende Angehörige von älteren Menschen in der Schweiz: Schlussbericht, Spitex Bern.

«Das Dementsein, das ist etwas ganz Verrücktes.»

Rita Sutter und ihr Mann wohnen in einem Einfamilienhaus im Basler Bachlettenquartier. Die 69-Jährige Frau Sutter ist seit der Geburt ihres Sohnes keiner Erwerbstätigkeit mehr nachgegangen, während ihr Mann an einer Hochschule arbeitete. Die letzten zehn Jahre kümmerte sie sich um ihre demenzkranke Mutter. Als diese nicht mehr alleine zu Hause leben konnte, entschieden sich Frau Sutter und ihr Mann, ihre 90-jährige Mutter zu sich zu nehmen. Hier pflegten sie die Frau während dreiundhalb Jahren bis zu ihrem Tod.

Ein Leben für die Familie

«Man hat Abschied genommen. Für mich ist es gut, also es war auch nicht gut, das ist ja klar. Man macht sich dann irgendwie Vorwürfe: Hätte ich sie die drei Monate doch nicht noch weggegeben. Ich weiss auch nicht. Ich habe gedacht, ich habe jetzt als Tochter meine Sache geleistet.»

Als Frau Sutter sich dazu entschied, ihre Mutter zu sich zu nehmen, wollte sie ihr als Tochter etwas zurückgeben. Sie und ihre Familie konnten nicht immer einen engen Kontakt zur Mutter pflegen, da sie 13 Jahre lang nicht in der Schweiz und teilweise sehr weit weg wohnten: «Unsere Kinder haben ihr dann geschrieben und aufs Tonband gesummt. Das war dann ihr einziger – wie soll ich sagen – Lebensinhalt. Und dann, als man gemerkt hat, dass sie bald sterben wird, fanden wir, sie hat es verdient, dass sie noch ein bisschen zu uns kommt und es noch schön hat für ein paar Jahre. Ich habe gesagt, das ist doch eigentlich ganz normal: Die Eltern haben uns aufgezogen, und ich mache dann nachher den Rest. Ich habe gedacht, das darf ja nicht sein, dass sie bei uns innerhalb kurzer Zeit stirbt. Und so haben mein Mann und ich sie aufgepäppelt. Sie können sich keinen Begriff machen: Wir sind in der Nacht aufgestanden, jede halbe Stunde hat sie etwas zu Trinken bekommen. Und dann haben wir den Pater von Mariastein geholt und sie hat wieder angefangen, Hoffnung zu schöpfen. Sie konnte vorher nicht mehr gehen. Wir haben sie so gut gepflegt, dass sie innerhalb von etwa zwei Monaten zuerst wieder in den Rollstuhl sitzen konnte und dann ein bisschen gehen. Nach etwa drei Monaten konnte sie wieder die Treppe hoch- und runtergehen. Sie ist fast 94 geworden. Wahnsinn – das ist ein rechtes Alter!»

Frau Sutter hat sich auch sonst immer um die Familie gekümmert. Sie hätte gerne mal Geographie studiert, hat stattdessen

aber früh geheiratet und Kinder bekommen. Ihrem Mann hat sie durch ihre Arbeit als Sekretärin das Studium ermöglicht. Sie sagt, dass es zu dieser Zeit selbstverständlich war, dass die Frau zu Hause blieb. Und auch heute scheint Pflege innerhalb der Familie wie selbstverständlich von Frauen geleistet zu werden: «Dann kommt man immer auf diese Leute zurück, die eben nicht erwerbstätig sind und nicht von acht bis zwölf arbeiten müssen. Ich habe es gemacht, weil ich fand, dass ich ja nichts anderes mache. Als meine Mutter bei uns war, hatte ich auch noch die Enkelkinder. Als sie im Tagesheim war, habe ich oft die Mädchen der Tochter gehütet, die damals ihr Diplom gemacht hat. Sie hat einen künstlerischen Beruf, und diese Leute haben halt ein bisschen ein reges, ein interessantes Leben, wie ich es sagen würde. Und da hatten sie keine Zeit – beide nicht. Ich habe das auch sehr gerne gemacht und es war ein bisschen ein Ausgleich. Also morgens und nachmittags die Kleinen und dann nachher das Alter, das war mein Leben.»

Die Pflege und Betreuung eines demenzkranken Menschen

«Das Altersdementsein ist halt einmal so und einmal so. Wenn jemand keine Geduld hat, würde ich abraten, demente ältere Menschen aufzunehmen. Es braucht unheimlich viele Nerven und viel Geduld. Aber man hat mir gesagt, ich solle es so machen: Die Sachen hier rein ins Ohr und da wieder raus. Man darf das nicht persönlich nehmen, denn diese alten Leute sind unzufrieden, und man macht sicher nicht immer ganz alles so, wie sie es wollen. Ab und zu hat sie mir auch eine gelangt, wie einem Katzenbaby. Ich habe gesagt, «Hör Mama, du kannst mich schlagen, du kannst deine Aggressionen bei mir abbauen». Dann hat sie nicht geschlagen. Mein Mann und ich waren ja zu zweit. Wenn ich es nicht mehr ausgehalten habe, weil sie irgendwie aggressiv war, habe ich gesagt, «Mami, ich gehe jetzt schnell raus und ich komme dann wieder in zwei, drei Minuten». Und dann konnte mein Mann reingehen und alles war wieder gut. Man muss sich denken, dass diese Person wie ein Kleinkind ist, das einen vielleicht lange nervt. Man muss einfach rausgehen, ohne etwas zu sagen. Man soll keine Vorwürfe machen, auch den kleinen Kindern nicht. Sie sehen es manchmal gar nicht ein, wenn man etwas erklären möchte. Das Dementsein, das ist etwas ganz Verrücktes. Man darf nicht mehr von einem normalen

... ihren Sonnen-Schirm keinen Werbstätigkeit... während ihr Mann an einer Hochschule arbeitete...
...leben kann...
...sich um ihre Demenzerkrankung... Als diese nicht mehr alleine zu Hause leben konnte...
...Frau Sutter und ihr Mann... ihre 90-jährige Mutter zu sich zu nehmen... Hier pflegten sie die Frau wäh...
...bis zu ihrem Tod... Ein Leben für die Familie... Man hat Abschied genommen... Für mich ist es gut...
...das ist ja klar... Man macht sich dann irgendwie Vorwürfe: Hatte ich sie doch die...
...Ich habe gedacht, ich habe jetzt als Tochter meine Sache gel...
...Als Frau Sutter sich dazu entschied, ihre Mutter zu sich zu nehmen, wollte sie ihr als Tochter etwas zurückge...
...nicht immer einen engen Kontakt zur Mutter pflegen, da sie 13 Jahre lang nicht in...
...Deshalb tat sie alles, was sie konnte: „Unsere Kinder haben ihr dann...
...aufs Tonband gesummt... Das war dann ihr einziger - wie soll ich sagen - Lebensinhalt... Und damals...
...sie hat es verdient, dass sie noch ein bisschen zu uns komm...
...das ist doch eigentlich ganz normal: Die Eltern haben uns...
...und ich mache dann nachher den Rest... Ich habe gedacht, das darf ja nicht sein, dass sie jetzt einfach be...
...haben mein Mann und ich sie aufgepäppelt... Sie können sich...
...jede halbe Stunde hat sie etwas zu Trinken bekommen... Und dann...
...sich wieder angefangen, Hoffnung zu schöpfen... Sie konnte vorher...
...wieder in den Roll...
...Nach etwa drei Monaten konnte sie also wieder die Treppe hoch und ru...
...geworden... Wahnsinn - das ist ein rechtes Alter!“ Frau Sutter hat sich...
...hat stattdessen aber früh geheir...
...als Sekretarin das Studium ermöglicht... Sie sagt, dass e...
...die Frau zu Hause blieb... Und auch heute scheint Pflege wie selbstverständ...
...auf diese Leute zurück, die eben n...
...Ich habe das dann gemacht, weil ich fand, dass...
...als sie im Tagesheim...
...Sie hat einen künstleris...
...und da wieder raus, man darf das nicht...
...und man macht sicher nicht immer ganz a...
...Ich habe gesagt „Für Mama...
...sie nicht geschlagen... Mein Mann und...
...aggressiv war, habe ich gesagt...
...und dann konnte mein Mann reingehen...
...das einen vielleicht l...
...auch den kleiner...
...das ist etwas...
...eine Reaktion hat... Man muss...
...Also...
...nicht alles verstanden...
...mit dem zu tun hatte -...
...bisschen gehen konnte.“ Um der Mu...
...Sutter...
...psychische Belastung... In der letzten Zeit...
...mehr alleine durch die Wohnung gehen lassen...
...sich entschieden haben, sie in ein Altersz...
...heruntergefallen, da vorne...
...so im Zeitpunkt...
...Nach diesem Sturz w...
...alles nicht...
...kurzer Zeit gestorben.“ Ungenügend Entlastungsmögl...
...Mutter noch in i...
...nicht mehr aufstehen konnte, fand ich...
...um neun geko...
...solche Sachen passieren... Sie h...
...Sutter...
...sich das vorstellen...
...ist der Klebstoff irgendwo am Leintuch kl...
...wieder gekommen und habe... es wieder zugehakt... Ich...
...denn man kann nicht jemanden dre...
...Später hat viele...
...Das ist jetzt meine In...
...Sie kamen ab...
...Frau Sutter hat auch versu...
...jedoch keine fremde Hilfe und wollte niemanden im Haus...
...wollte niemanden im Haus...
...während der Woche...
...muss ich sagen, dass es soweit gekommen ist, dass sie...
...denn wir hatten einfach e...
...sich durch einen Platz in einem Ferienheim... „Aber...
...bis sie sich daran gewöhnt haben...
...Abgesehen davon kostet diese...
...wobei Frau Sutter



Menschen ausgehen, der sofort eine Reaktion zeigt. Man muss ziemlich langsam und deutlich reden und einfache Sätze machen. Mit einfachen Sätzen kommt man sehr gut durch. Das Schöne war, dass man noch plaudern konnte mit ihr. Manchmal war sie kabarettreif. Weil sie nicht alles verstanden hat, was wir sagten, hat sie manchmal etwas ganz Lustiges gesagt, das absolut nichts mit dem zu tun hatte – aber doch humorvoll war. Und schön ist, dass sie bei uns war und man sie noch ein bisschen geniessen konnte.»

Um der Mutter eine Freude zu machen, haben Frau und Herr Sutter am Wochenende oft mit ihr Ausflüge gemacht oder sie zum Essen ausgeführt. Die Pflege der Mutter war sowohl eine psychische als auch eine physische Belastung. In der letzten Zeit vor ihrem Tod konnte Frau Sutter ihre Mutter auch mit dem Rollator nicht mehr alleine durch die Wohnung gehen lassen. Nachdenklich erzählt sie, wie sie und ihr Mann sich schliesslich dazu entschieden haben, sie in ein Altershotel zu bringen: «Irgendwann konnte sie die Treppe nicht mehr hochsteigen, denn ich bin mit ihr heruntergefallen. Aber sie hat sich nichts getan und ich mir eigentlich auch nicht, weil das alles im Zeitlupentempo geschah. Wir mussten danach beide lachen. Aber das hat mir gezeigt, dass ich das jetzt nicht mehr machen kann. Es hat für mich unheimlich viel Kraft gebraucht, ihr Gewicht zu halten. Obwohl sie nicht dick war. Nach diesem Sturz wurde ich unsicher. Kurz vor ihrem Tod haben wir sie in einem Altershotel angemeldet. Aber das hat ihr dann alles nicht so gepasst, und sie hat gesagt, sie wolle gehen. Dann konnte ich loslassen. Es war ihr Wille. Sie hat dann nichts mehr gegessen und getrunken, und so ist sie innert kurzer Zeit gestorben.»

Ungenügend Entlastungsmöglichkeiten

Rückblickend äussert sich Frau Sutter zur Spitex – und erzählt von einem Vorfall, als ihre Mutter noch in ihrer eigenen Wohnung lebte.

«Die sind unzuverlässig gekommen. Als meine Mutter nicht mehr aufstehen konnte, fand ich das schon allerhand, was man mit alten Leuten macht, das muss ich jetzt ehrlich sagen. Die sind manchmal um neun gekommen oder um zehn. Einmal lag sie auf dem Boden und konnte nicht telefonieren. Dann bin ich um neun schauen gegangen. Die halbe Nacht hatte sie so dagelegen, weil sie nicht mehr aufstehen konnte. Solche Sachen passieren. Sie haben es auch nicht fertig gebracht, die Löcher, die sie am Rücken hatte, zu schliessen. Sie müssen sich das vorstellen: Die Frau lag im Bett, und jedes Mal, wenn sie sich ein bisschen bewegte, ist der Klebstoff am Leintuch kleben geblieben. Jeden Tag riss alles wieder auf.»

Als ihre Mutter dann bei ihr wohnte, wechselte sie zu einem privaten Spitexunternehmen. Sie kamen ab und zu morgens ins Haus, um Frau Sutter bei der Körperwäsche ihrer Mutter zu unterstützen. Frau Sutter hat auch versucht, BetreuerInnen privat anzustellen. Zuerst einen Studenten aus Lettland, dann einen Mann aus Brasilien und zuletzt eine junge Juristin aus Polen. Frau Sutters Mutter akzeptierte jedoch keine fremde Hilfe und wollte niemanden im Haus ausser ihrer Tochter. Später hat

«Wenn ich es nicht mehr ausgehalten habe, weil sie irgendwie aggressiv war, habe ich gesagt, <Mami, ich gehe jetzt schnell raus und ich komme dann wieder in zwei, drei Minuten>.»

Frau Sutter ihre Mutter dann in einem Tagesheim angemeldet, wo sie während der Woche jeweils tagsüber untergebracht war. «Das war eine gute Sache, das muss ich sagen, dass sie dort hingehen konnte und Essen bekam. So musste ich auch nicht mehr jeden Tag für sie kochen, denn wir hatten einfach einen anderen Rhythmus.»

Während der ganzen Zeit, als ihre Mutter bei ihnen wohnte, waren sie und ihr Mann nur zwei Mal in den Ferien, wie Frau Sutter erzählt. Ermöglichen konnten sie sich dies durch einen Platz in einem Ferienheim.

«Aber es gibt einen Nachteil, wenn man alte Leute an einen Ferienplatz bringen muss. Bis sie sich daran gewöhnt haben, holt man sie schon wieder ab. Und sie können auch kaum warten, bis sie wieder gehen können.»

Abgesehen davon kostet diese Entlastung auch eine Menge Geld – ohne dass es dafür Subventionen gäbe. Pflege bleibt Privatsache. Frau Sutter findet es nicht richtig, dass der Staat hier auf Kosten der pflegenden Angehörigen spart: «Man erhält von der Krankenkasse keine Unterstützung für diese Ferienplätze. Das müssen die Betroffenen selber bezahlen, und das wird teuer. Die Kinder von alten Leuten können praktisch nicht in die Ferien, wenn sie ihre Eltern aufnehmen und sie kein Geld haben. Dabei kommt der Staat ja auch billiger weg, wenn er nicht die ganze Pflege übernehmen muss. Für alle ist es billiger, wenn jemand auf die Pflegebedürftigen schaut – auch für die Krankenkasse. Ich fände es gescheiter, wenn die Angehörigen etwas Unterstützung bekommen würden für ein Ferienheim, dann könnten sie sich auch einmal entspannen.»

Anspruchsvolle Anforderungen bei der Pflege von Demenzkranken

Können wir in diesem Pflege-Arrangement den «Idealfall» entdecken, auf den sich die heutige Gesundheitspolitik abstützt? Mit den mangelhaften Angeboten, welche die sparsame staatliche Unterstützung und die Beschränkungen der Krankenkassen bewirken, kann Langzeitpflege fragiler alter Menschen eigentlich nur so gelingen.

Gut für die alte Mutter – und stimmig auch für die 69-jährige «Tochter» in ihrer Sozialisation aus den 1950er-Jahren und ihrer – im durchaus guten Sinne – konservativen Umgebung, die sie mit ihrem Verzicht auf einen eigenen Beruf mit geschaffen hat. Sie übernimmt die Pflege nicht aus schlechtem Gewissen, sondern weil sie sich als die Zuständige für das Wohlergehen der ganzen Familienkohorte und weniger als Individuum identifiziert.

Es ist ein «heimeliges», aber ein verblissenes Bild: Breiteste Kreise auch der schweizerischen Familien (geschweige der immigrierten Familien) können heute nicht mehr auf das Einkommen der Frau verzichten. Die Aussicht auf maximal zwei Kinder, die bald im Bildungswettbewerb absorbiert werden, haben die später geborenen Frauen an einer beruflichen Verwirklichung Interesse finden lassen. Sich ganz auf die Abkapselung in einem Familienhaushalt auszurichten, ist auch angesichts der Scheidungsquoten ein nicht mehr einzugehendes Risiko, und die verlangte Mobilität in der Arbeitswelt belässt die Jungen immer weniger in der Nähe der alten Generation. Eine neue Lösung tut Not.

Diese häusliche Pflege durch Angehörige – und wie fast immer ist es die Frau, die Tochter, die Schwägerin – hatte aber durchaus Qualität. Dies zeigt sich in diesem Beispiel in der partiellen Genesung, Remobilisierung und verbleibenden Ansprechbarkeit der demenzen alten Frau nach der anfänglich intensiven Betreuung.

Hier zeigt sich die Überlegenheit von «Care» gegenüber einer rein «professionellen», zeitbemessenen Pflege. Das beschriebene Arrangement hat eine Qualität, die den institutionellen Angeboten häufig fehlt, weil die Mittel und damit die Zeit zu knapp bemessen sind. Zu teuer für die Familien, «zu teuer» aber insbesondere für die Krankenkassen und unseren Schweizer Staat, die sich an betriebswirtschaftlicher Rationalisierung orientieren. Rationalisierung wie in einer automatisierten Fabrikation kann für den Umgang mit Menschen nicht ohne grösste Abstriche realisiert werden: Für die Qualität von «Care» sind Geduld, Intuition und Kontinuität entscheidend. Um den Verlust zu kaschieren, wird diese nötige Qualität von «Care»-Arbeit ausgeklammert. Diese Abwertung und Missachtung, die «natürlich» auch Folgen für die

Lohnbemessung beim Pflegepersonal hat, versagt den Frauen in diesen Berufen den Stolz und die Befriedigung an dieser Arbeit. Es gibt kaum ein Berufsfeld, aus dem sich so Viele nach einiger Zeit frustriert zurückziehen und damit den Mangel an Pflegekräften im Zeitpunkt wachsenden Bedarfs alarmierend werden lassen.

Susy Greuter ist Sozialanthropologin und beschäftigt sich zurzeit im Rahmen ihrer Mitarbeit bei Denknetz Schweiz mit der Prekarisierung in Frauenberufen.

Greuter, Susy (2011): Ein immer grösseres Heer prekär Beschäftigter» – Arbeit in privaten Pflegediensten. In: Soziale Medizin, Nr. 411, Dez. 2011. www.sozialemedizin.ch

«Meine Raumpflegerin massiert mir manchmal den Rücken und schneidet mir die Haare.»

Der 99-jährige Kari Hess wohnt in Riehen in dem Häuschen, in dem er schon mit seiner Familie lebte. Obwohl seine Frau schon vor einigen Jahren gestorben ist, vermisst er sie noch immer. Herr Hess ist ein zufriedener Mensch und versucht, im Alltag so viel wie möglich selbst zu machen. Dank der Hilfe seiner Nachbarin Sybille und anderen Menschen kann er noch alleine zu Hause leben.

Sein «Junge», die Raumpflegerin und die Nachbarinnen

Herr Hess lebt sehr selbständig. Trotzdem ist er «ein alter Mann», wie Sybille erzählt: «Er wird dieses Jahr 99 und er ist seit gut zehn Jahren Wittwer. Seit dem Tod seiner Frau braucht er ein bisschen Hilfe. Am Anfang ging es vor allem um die Wäsche, bei der er nicht so wusste, wie man das machen muss, und ich habe ihm dann angeboten, das zu machen, und mit der Zeit ist dann immer ein bisschen mehr dazu gekommen. Im Garten mag er nicht mehr arbeiten. Ich mähe den Rasen, jäte und schaue ein bisschen zu den Blumen. Manchmal braucht er ein bisschen Hilfe für die schwereren Sachen. Die kleineren Sachen kauft er selbst ein, ausser er hat gerade einen schlechten Tag; dann sagt er es und schreibt einen Zettel. Und sonst muss ich vielleicht mal irgendeine Glühbirne wechseln, weil er nicht mehr auf den Stuhl steigen kann, und jetzt habe ich im Keller gerade das Wasser abgelesen. Zudem putze ich die Fenster und wasche die Vorhänge.»

Herr Hess erzählt von weiteren Frauen, die ihn unterstützen: «Ich habe eine Raumpflegerin – man darf ja nicht mehr Putzfrau sagen. Sie ist 53 Jahre alt und ist Altenpflegerin in einem Heim in Basel. Sie ist gut. Sie massiert mir manchmal den Rücken und schneidet mir die Haare. Sie kommt zweimal im Monat für zwei Stunden. Ich habe Vertrauen in sie. Sie weiss sogar, wo ich das Geld und die Dokumente habe. Sie weiss alles. Es ist aber gut, wenn man Vertrauen hat, sonst ist es nicht angenehm. Dann behandelt mich noch eine Freundin, die in Berlin Tänzerin und Schauspielerin war. Sie hat mir einen Stift gebracht, damit ich die Altersflecken abdecken kann und eine spezielle Creme, die gut riecht. Sie schaut immer, dass ich richtig daherkomme. Wenn ich ein «Kravättli» an habe – einfach, wenn sie etwas sieht, dass ihr nicht passt, dann kommt sie und rückt es zurecht. Die

Frau kann einem halt Ansporn geben, dass man sich nicht gehen lässt. Für das ist die Berlinerin schon gut. Vorne in der Nachbarschaft hat es auch noch Familien, zu denen ich gehen kann oder die ich anrufen kann, wenn ich etwas brauche. Es ist eigentlich alles gut organisiert.»

Zum Mittagessen geht Herr Hess jeweils ins Claraspital. Dort bekommt er eine Diätkost, weil er nicht alle Lebensmittel verträgt. Da kann er mit seinen Freunden zusammen sein. An den Tagen, an denen er sich gut fühlt, geht er zu Fuss und macht noch eine Runde im Park.

In administrativen Arbeiten wird Herr Hess von seinem 71-jährigen «Jungen» unterstützt. Früher habe dies seine Frau gemacht, und er habe ihr manchmal gesagt, sie müsse es ihm bringen, weil ja etwas passieren könne. Aber sie fand, dass er ja bei der Arbeit genug zu tun habe.

«Mein Sohn führt mich auch zu den Ärzten, wenn ich einen Termin habe, oder an andere Orte. Allerdings will er nicht, dass ich den Rollator ins Auto mitnehme. Dann muss ich manchmal eine grosse Strecke zu Fuss zurücklegen. Der Sohn hat Angst, dass der Rollator etwas am Auto kaputt macht. Man könnte ja ein altes Leintuch oder so darum wickeln, aber das will er nicht, das Auto ist wichtiger als der Vater.»

Tägliches Turnen und der Frühstücks-Rollator

«Ich hatte schon zwei, drei Mal ein komisches Gefühl, wie wenn es fertig wäre jetzt», sagt Herr Hess leise und erzählt, dass er auch schon eine «Streifung» erlitten habe und sich deswegen den Kopf an der Wand aufgeschlagen habe.

«Jetzt habe ich diesen blöden Schwindel – gestern und heute war es ganz schlimm. Hier oben im Kopf ist es zum guten Glück nicht schlimm. Ich bin nicht vergesslich und weiss, was ich mache, das ist wichtig»

Normalerweise fühlt sich Herr Hess gut und gesund. Er kümmert sich um seine Gesundheit und pflegt sich gerne. Die Medizin bereitet er sich selbst vor. Er reihe die Tabletten schön ein und wisse alles auswendig. Mit solchen Sachen sei er wegen seiner ehemaligen Tätigkeit im Labor gut vertraut.

«Ich turne jeden Tag im Bett, so wie ich es gelernt habe. Im Spital haben sie mir gesagt, dass ich die Übungen nicht mit beiden



Beinen zusammen machen darf wegen den Knien, aber manchmal komme ich immer wieder in diese Doppelung hinein. Ich habe immer trainiert und alle diese Sachen früher mit meiner Frau gemacht. Wir haben manchmal Schattenboxen gemacht. Sie ist immer dort oben gestanden und ich hier, und dann hat man einander nicht getroffen, aber es sah aus, als wenn man nahe beieinander stehen würde. Wir haben immer geturnt zusammen. Erst nach dem Turnen stehe ich langsam auf. Dann reibe ich die Beine ein und schauke ein bisschen hin und her. Sybille weiss, dass ich turne und alles mache, was man kann.»

Sybille kann dies bestätigen:

«Herr Hess hat einen sehr strengen Tagesablauf, er hat seinen Rhythmus. Er ist sehr sauber, das muss ich wirklich sagen. Es ist immer aufgeräumt und alles hat sein ›Plätzli.‹»

Für alltägliche Tätigkeiten, die ihm nicht mehr so leicht fallen, entwickelt Herr Hess mit viel Kreativität Hilfsmittel. So benutzt er seinen Rollator nicht nur als Gehhilfe, sondern auch für weitere Zwecke: «Am Morgen mache ich das Frühstück. Ich habe extra ein Brett auf das Wägeli gemacht. Dann kann ich die Sachen drauf stellen und dann zu meinem Tisch fahren: Konfitüre, Butter, Käse oder Banane und alles andere. Dann habe ich noch von der Migros ein Körbli bekommen. Das befestige ich mit einem Gummiband. Wenn ich viel einkaufe, kann ich dann das Körbli drauf machen und es auch füllen. Die Abfallsäcke bringe ich auch damit raus.»

Der Pfleger und Casanova

Seinen 95. Geburtstag wollte Herr Hess nicht feiern, denn er möchte das grosse Fest auf den 100. Geburtstag verschieben. Trotzdem ist er etwas unsicher, ob er auch in Zukunft alleine in seinem Häuschen bleiben kann.

«Die Familie meines jüngeren Sohns im Tessin würde mich zu sich nehmen. Sie haben extra ein Zimmer für mich. Ich war auch schon bei ihnen in den Ferien, aber dort im Haus sind alles bessere Herren, alles Doktoren. Es wollte auch schon ein Kollege zu mir ziehen und hier wohnen, aber dann heisst es sicher bald, dass zwei Schwule hier zusammen leben, und das will ich nicht. Er hat auch noch diese Furzidee, dass er immer einen Kuss auf den Mund möchte. Ich mag das nicht. Ich möchte lieber mit einer Frau leben, mit der man ein bisschen schmusen kann. Diese ältere Frau, die jetzt nächstes Jahr auch pensioniert wird, hat den anderen gesagt, dass sie mich zu sich nehme, aber ich weiss ja nicht, ob das ginge. Ich könnte länger hier bleiben, wenn noch jemand bei mir wäre, aber das würde wahrscheinlich auch nicht so gut gehen.»

Herr Hess ist es sehr wichtig, andere Menschen zu treffen und diese auch zu unterstützen. Während er erzählt, sieht er plötzlich, wie Sybille durch den Garten geht: «Sybille hilft nicht nur mir, sondern auch anderen immer. Sie ist ein stiller Engel. Mir sagen sie auch immer Engel, weil ich mich gut verstehe mit alten Leuten. Wenn du selbst alt bist, weisst du, wie es ungefähr aussieht. Wichtig ist, dass du ihnen zuhörst und dass du jemanden hast, der dir zuhört. Als ich das letzte Mal im Spital war,

habe ich diesen Patienten, der mit mir im Zimmer war, betreut und zu ihm geschaut. Dieser hat immer das Konträre davon gemacht, was er hätte machen sollen. Er war frisch operiert und wollte immer aus dem Bett springen. Dann habe ich manchmal geklingelt oder ich konnte ihn beruhigen. Im Altersheim mochten mich auch alle. Als ich eine Weile nicht mehr hinging, weil ich ein bisschen Unstimmigkeiten mit einer Schwester hatte, ist die Chefin zu mir nach Hause gekommen, um mir zu sagen, dass ich wieder kommen solle, weil alle immer fragen würde, «wo ist Kari»? Auch die Männer mögen es, wenn man ihnen mal über den Kopf streichelt oder ihnen eine Weile die Hand hält und mit ihnen spricht. Auch der Arzt hat gesagt, ich wäre eine gute Pflegerin gewesen, und zwei Frauen haben mich sogar ans Totenbett holen lassen. Die Berlinerin hat zu den Angestellten gesagt, dass sie mir sagen müssen, dass ich sie nicht verlassen dürfe, weil sie mich brauche. Und dann habe ich gesagt, ja wie viel brauchen mich noch (lacht). Das ist einfach weil man hilft.» Herr Hess mag Frauen sehr. Doch obwohl er viele Freundinnen hat, vermisst er noch immer seine Frau.

«Ja, ich hab schon gerne schöne Frauen, und sie mögen es, wenn ich ihnen manchmal ein Liebeslied singe. Im anderen Heim waren es bis zu neun Frauen, die um mich herumgestanden sind. Dann kam manchmal die Chefin und sagte, ah der Platzhirsch ist wieder hier. Meine Frau ist vor acht Jahren gestorben, und vor vier Jahren habe ich noch eine Frau kennengelernt. Die Angestellten haben sie immer näher zu mir gesetzt, und dann hat sie mich einmal zu sich nach Hause eingeladen. Früher waren da sechs Frauen und ich. Jetzt sind fast alle gestorben, die Freundin auch. Die Freundin aus Berlin habe ich in der Cafeteria kennengelernt, als ihr Mann gestorben war. Sie hat ständig geweint und ich kann es nicht sehen, wenn eine Frau weint. Es ist schade, dass ich nicht schmusen kann mit der Berlinerin. Ich darf ihr nur einen Kuss auf die Wange geben oder die Wangen mit ihr zusammenhalten, aber ich bekomme ja noch von anderen etwas. Sie nennen mich immer nur den Casanova.»

«Entschuldigung, sie müssen halt fragen, wenn ich ins Erzählen komme» sagt Herr Hess nach drei Stunden Gespräch. «Und das haben Sie alles auf Tonband aufgenommen?»

Individuelles Betreuungspatchwork dank sozialem Netzwerk

Das Portrait des 99-jährigen Kari Hess zeigt ein positives Bild der Lebensphase «Alter» auf. Trotz seines sehr hohen Lebensalters gelingt es Herrn Hess, nicht nur ein zufriedenes, sondern auch abwechslungsreiches Leben zu führen. Typisch für diese Altersgruppe ist er in verschiedenen Belangen auf Hilfe und Unterstützung anderer angewiesen. Anders als viele alte Menschen hat er aber auf die Ressourcen seines sozialen Umfeldes zurückgegriffen. Unterschiedliche Personen aus Nachbarschaft, aus Freundschaften und der eigenen Familie sind für verschiedene Aufgaben zuständig. In den allermeisten Fällen in der Praxis kommt es nicht zu einer so differenzierten Verteilung der Unterstützungsleistungen, sondern es sind – wenn vorhanden – die Familie und die Spitex, die eingesetzt werden. Die Wahl von Herrn Hess hat aus meiner Sicht mehrere Vorteile. Zum einen übernehmen Menschen Aufgaben, denen sie sich gewachsen fühlen, die einen eher hauswirtschaftliche Tätigkeiten, die anderen persönliche; der Sohn erbringt eher administrative und instrumentelle Leistungen. Das verhindert das Auftreten von Ermüdungserscheinungen, die sich einstellen, wenn man Dinge übernimmt, die man eigentlich nicht gerne tut. Zum anderen ist die Arbeit so auf verschiedenen Schultern verteilt. Wenn eine der Personen nicht oder gar nicht mehr zu Verfügung steht, bricht nicht gleich die komplette Betreuung zusammen. Hinzu kommt, dass Herr Hess auf diese Art regelmässig mit verschiedenen Menschen in Kontakt kommt. Er hat damit ein stabiles soziales Netz, welches im Alter von immer grösserer Bedeutung ist. Dass dieses, bis auf den Sohn, ausschliesslich aus Frauen besteht, scheint für seine Zufriedenheit ebenfalls von Bedeutung zu sein. Bei all der guten Organisation und der grossen Bereitschaft der verschiedenen Frauen, Herrn Hess zu unterstützen, darf man nicht aus den Augen verlieren, dass auch Herr Hess selbst einen ganz grossen Beitrag zum Gelingen dieses Betreuungspatchworks leistet. Zunächst sagt er ja selbst, dass er auch immer bereit ist, anderen Menschen zu helfen, und das zahlt sich in seinen Fall nun wirklich aus. Aber er scheint auch sehr gut in der Lage zu sein, sich laufend an neue Einschränkungen anzupassen und mit viel Kreativität und Ideenreichtum darauf zu reagieren. Beispielhaft setzt er das SOK-Modell (Selektion, Optimierung und Kompensation) in die Tat um. Er resigniert beispielsweise nicht, wenn er am Rollator laufen muss, sondern akzeptiert es und schaut, wie er seine Situation optimieren kann. Dinge, die er gar

nicht mehr tun kann, lässt er durch andere erledigen und kompensiert so die nach und nach auftretenden Schwächen. Meines Erachtens ist er ein wunderbares Beispiel dafür, wie es gelingen kann, zufrieden alt zu werden und trotz Schicksalsschlägen und dem Verlust an Ressourcen die Lebensfreude zu bewahren. Er zeigt, dass individuelle Lösungen einen grossen Beitrag zu Gesundheit und Wohlbefinden leisten. Es ist ganz bedeutsam zu sehen, dass jede Familie ihre eigene, ganz individuelle Lösung finden muss. Dazu braucht es Kreativität und Mut zum Unkonventionellen. Mögen sich viele von Kari Hess inspirieren lassen!»

Dr. Bettina Ugolini leitet die psychologische Beratungsstelle LiA am Zentrum für Gerontologie der Universität Zürich.

Ugolini, Bettina und **Cornelia Kazis** (2008): «Ich kann doch nicht immer für dich da sein.» Wege zu einem besseren Miteinander von erwachsenen Kindern und betagten Eltern. Pendo-Verlag: München.

Betreuungs- und Pflegeanforderungen

Von den etwas über eine Million erwachsener Menschen, die ein dauerhaftes Gesundheitsproblem haben und bei Tätigkeiten des Alltagslebens eingeschränkt sind, leben 865 000 in einem Privathaushalt (EBG 2010). Angehörige möchten ihre Eltern oder den Partner/die Partnerin häufig nicht ins Pflegeheim geben: Laut der Studie «Swiss Age Care 2010» des Spitex-Verbands der Schweiz nennen die Befragten als Grund dafür in erster Linie «Liebe und Zuneigung» sowie «moralische Verpflichtung» (Perrig-Chiello 2010: 39f.). Besonders bei Kindern von betreuungsbedürftigen Menschen ist das persönliche Pflichtgefühl sehr hoch. Schliesslich gehören aber auch fehlende Alternativen und nicht zuletzt die finanzielle Belastung bei grösserer Pflegeunterstützung zu den Gründen, sich selbst um die Angehörigen zu kümmern. In der Schweiz wird die Pflege von betagten Menschen stark durch die Familie getragen und gilt als «Privatsache». Während in den OECD-Ländern durchschnittlich rund 85 Prozent der Langzeitpflege öffentlich-solidarisch finanziert wird, ist dieser Anteil in der Schweiz tiefer als 40 Prozent (OECD 2011: 47).

Zwei Drittel der pflegenden Angehörigen sind Frauen, wobei die Hälfte ihren eigenen Partner pflegt und ein weiteres Drittel die Eltern oder ein Elternteil (Perrig-Chiello et al. 2010: 23). Pensionierte leisten selber einen immensen Beitrag an Unterstützung von Pflegebedürftigen: Zwei Drittel der pflegenden Angehörigen leben im selben Haushalt wie die pflegebedürftige Person. Am häufigsten intergenerationell zugunsten pflegebedürftiger Elternteile engagieren sich Töchter im Alter von 45 bis 64 Jahren (Höpflinger et al. 2011: 78). Während Männer mehrheitlich von ihren Partnerinnen gepflegt werden und in zweiter Linie von den Töchtern, ist es bei den Frauen genau umgekehrt – sie überleben ihren Partner häufig und werden dann eher durch die Tochter gepflegt. Die pflegenden PartnerInnen sind im Durchschnitt selbst schon 76,5 Jahre alt, bei pflegenden Kindern liegt das Durchschnittsalter bei 56,5 Jahren (Perrig-Chiello et al. 2010: 23f.). Der zeitliche Aufwand für die Pflege und Betreuung beläuft sich auf 60 Stunden für PartnerInnen bzw. 26 Stunden für pflegende Kinder pro Woche, wobei diese Care-Verpflichtungen über durchschnittlich 5 bis 6 Jahren geleistet wird (ebd.). Es dominieren klar haushaltsbezogene Hilfeleistungen (Einkaufen, Hilfe im Haushalt und ähnliches), wogegen körperlich-pflegerische Leistungen weniger im Vordergrund stehen (mit Ausnahme hilfeleistender Partnerinnen) (Höpflinger et al. 2011: 75).

Die Abteilung Langzeitpflege dient als Informations- und Fachstelle für Fragen im Zusammenhang mit Hilfe und Pflege für betagte Personen. Sie koordiniert und beaufsichtigt die privaten Anbieter von Pflege- und Hilfsangeboten für Betagte im Kanton Basel-Stadt und ist für die Vermittlung von Pflegeplätzen im Kanton Basel-Stadt zuständig. www.langzeitpflege-bs.ch/angebot/
Hier finden sich u.a. Informationen zu finanziellen Beiträgen an die Pflege zu Hause, zu Entlastungsaufenthalten und Nachtbetreuung.

Gleichstellungspolitische Brennpunkte

Die 14 Porträts geben Einblicke in den Alltag von Familien in Basel-Stadt, in denen tagtäglich Betreuungs- und Hausarbeit geleistet wird. Deutlich wird, wie unverzichtbar diese Leistungen sind, denn ohne unbezahlte oder unter prekären Bedingungen geleistete Care-Arbeit in Privathaushalten würden alle beschriebenen Care-Arrangements nicht funktionieren. Die Beispiele sind unterschiedlich und einzigartig. Zugleich dokumentieren sie aber soziale Realitäten an gesellschaftlichen Umbruchlinien: in der Organisation der Care-Arbeit, in den Geschlechterverhältnissen, im Bereich der öffentlichen, privaten und informellen Unterstützungsleistungen für Privathaushalte und hinsichtlich der grossen Herausforderung der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie. An den Schluss wollen wir hier deshalb die wichtigsten gesellschaftspolitischen Brennpunkte und Handlungsfelder stellen.

Care-Arrangements – Umbrüche und Kontinuitäten

Die Erwerbsmuster von Paaren haben sich in den letzten Jahrzehnten vom traditionellen Familienmodell (Mann erwerbstätig, Frau im Haushalt tätig) hin zu vielschichtigeren Varianten verschoben, in denen Frauen in Teilzeit einer Erwerbsarbeit nachgehen. Dennoch bleibt laut Statistik die Betreuungs- und Hausarbeit unverändert in Frauenhänden, was in einigen unserer Porträts – insbesondere aus älteren Generationen – auch deutlich wird. Bei diesen Care-Arrangements wird die Rollenteilung von den Beteiligten als Selbstverständlichkeit empfunden und damit begründet, «dass es sich so ergeben hat». Allerdings zeigen sich in verschiedenen Interviews Brüche mit diesem Verständnis der Rollenteilung, in der die Frau die Hauptverantwortung für die Care-Arbeit übernimmt. Die Befragten sehen sich als «gleichberechtigtes Paar» und verhandeln die häusliche Arbeitsteilung neu. In Partnerschaften mit gut ausgebildeten Frauen ist dies besonders ausgeprägt. Oft sind hier gleichzeitig am meisten Ressourcen vorhanden, um gewisse Tätigkeiten auszulagern und auf institutionelle Angebote zurückzugreifen. Zudem sind in diesen Familien wegen vergleichsweise höheren Löhnen auch eher Teilzeitanstellungen möglich sowie Arbeitsverhältnisse, in denen selbstbestimmt flexibel gearbeitet werden kann (Zeitsouveränität). Gerade bei Anstellungen im Niedriglohnssektor, die häufig von MigrantInnen besetzt sind, verringern sich diese Spielräume jedoch massgeblich. Es zeigt sich hier, dass Fragen der gewählten Care-Arrangements und damit auch der geschlechtlichen Arbeitsteilung in Zusammenhang gesetzt werden müssen mit der Frage nach sozialer Klasse und Ethnizität. Problemlagen und Interessen von Frauen sind sehr unterschiedlich und nicht homogenisierbar.

Schon ein Blick auf die Strasse, wo wir heute vermehrt Väter mit Kinderwagen sehen, zeigt, dass es für viele Männer selbstverständlich wird, sich an Erziehungs- und Betreuungsarbeiten zu beteiligen. Auch in unseren Interviews wurde deutlich, dass Männer heute eher bereit sind, ihre Erwerbsarbeit zu reduzieren, um sich vermehrt Care-Tätigkeiten zu widmen. Hier zeichnet sich

ein Bruch ab in traditionellen Männlichkeitsvorstellungen. Die Hürden für die Umsetzung von neuen Lebensentwürfen sind jedoch gerade für Männer erheblich. Die Anforderungen der Erwerbsarbeit und die hohe zeitliche Verfügbarkeit erschweren die Vereinbarkeit – Männer erleben zunehmend ähnliche Vereinbarkeitskonflikte wie die Frauen. Noch immer sind gesellschaftliche Normen wirksam, die Männern, die aktive Väter sein wollen und einer Teilzeitarbeit nachgehen möchten, eine tiefere Leistungsbereitschaft zuschreiben. Teilzeitarbeitende Frauen sind hingegen zur «Normalität» geworden.

Auf die Frage nach der Zuständigkeit für einzelne Tätigkeiten im Haushalt tritt auch in «gleichberechtigteren» Arrangements häufig eine geschlechtsspezifische Arbeitsaufteilung zu Tage, in der Hausarbeiten wie Putzen und Waschen eher in der Verantwortung der Frau bleiben. Sie ist es auch, die fast in allen Beispielen als Familienmanagerin fungiert und den Gesamtüberblick über die Aufgaben hat, diese koordiniert und sozusagen das «Arrangement des Arrangements» übernimmt. Der durchorganisierte Alltag mit hohen Rhythmen bei der Erwerbsarbeit und gleichzeitiger Familien- und Hausarbeit wird beschrieben als ein «Rennen gegen die Zeit», Jonglieren von verschiedenen Aufgaben und einen nie endenwollenden Arbeitstag. Die Vereinbarkeit von Anforderungen der Erwerbswelt und Präsenz für Care-Arbeiten erfordert eine genaue und verlässliche Planung. Diese kann durch Unvorhergesehenes wie die Krankheit eines Kindes durcheinander gebracht werden. Auch in den Schulferien fällt das alltagsgeprüfte Arrangement oft zusammen. Grossmütter werden in solchen Fällen in mehreren Beispielen als flexibler und unentbehrlicher «Joker» bezeichnet.

Auch wenn viele der Arrangements zu funktionieren scheinen, müssen durch die dafür erforderliche komplexe und straffe Organisation persönliche Bedürfnisse nach Erholung, Freiräumen oder ganz einfach nach «unverplanter Zeit» hintenangestellt werden. Lang andauernder Stress in Zusammenhang mit der Organisation der Care-Arbeit, kombiniert mit hohen Leistungsanforderungen der Erwerbswelt verursachen bei vielen riskante Ermüdungserscheinungen. Während der Erwerbsarbeit nachgegangen werden kann und die Organisation der Betreuung funktioniert, sei es durch die Angehörigen selbst, durch Institutionen oder private DienstleisterInnen, bleibt wenig bis keine gemeinsame Zeit und Energie für das Familienleben oder für die Partnerschaft. Paradoxerweise steht so zuweilen am Ende des aufwendig durchorganisierten Arrangements das Auseinanderbrechen des familiären Beziehungsgefüges. Einige der porträtierten Familien wünschen sich mehr «Familienzeit» oder «Paarzeit» – Momente, die gemeinsam und ausserhalb von vorgegebenen Rhythmen verbracht werden können. Die Interviewten stellen dabei wichtige Fragen nach Lebensqualität und Forderungen bezüglich einer neuen Ökonomie der Zeit. Gleichzeitig hinterfragen sie implizit auch Leistungsimperative und den Ruf nach uneingeschränkter Arbeitsfähigkeit in der Erwerbswelt.

Speziell hohe Anforderungen erleben Alleinerziehende oder getrennt lebende Paare, die Aufgaben nicht teilen können. Hier besteht eine zusätzliche Herausforderung darin, über räumliche Distanz ein Arrangement zu koordinieren. Durch Betreuungspflichten für pflegebedürftige erwachsene Angehörige kommen insbesondere Frauen – die weitaus am meisten Care-Arbeit für Pflegebedürftige leisten – in einen zweiten Vereinbarungskonflikt, bei dem Erwerbsarbeit mit Care-Tätigkeiten koordiniert werden müssen. Der Umfang und die Dauer dieser Care-Verpflichtungen sind meist längerfristig weniger voraussehbar als Kinderbetreuung, da sich der Gesundheitszustand schnell oder zögerlich verschlechtern oder verbessern kann. Pflegende Angehörige können sowohl physisch als auch psychisch an ihre Grenzen kommen. Sie beklagen sich über fehlende Freiräume und mangelnde Entlastungs- und Erholungsmöglichkeiten und betonen die Schwierigkeit, im Krankheitsfall oder für eine benötigte Auszeit einen Ersatz zu finden.

Care – Privatangelegenheit?

Wie die zitierten Studien und die statistischen Zahlen zur Ausgestaltung und Finanzierung von Unterstützung und Infrastruktur im Care-Bereich zeigen, gilt die Betreuung und Pflege von Angehörigen – seien dies Kinder, kranke Erwachsene oder pflegebedürftige Betagte – in der Schweiz als Privatangelegenheit. Diese strukturelle Gegebenheit spiegelt sich auch in den Aussagen der Interviewten: Obwohl bei vielen Arrangements die Anforderungen der Erwerbswelt und die öffentlichen Betreuungsangebote nicht auf die Bedürfnisse der Familien zugeschnitten sind, sehen es die befragten Personen trotzdem als ihre Aufgabe, ein funktionierendes Care-Arrangement zu finden. Die Vereinbarkeit wird auch von den Betroffenen selber als individuelles Problem gesehen, deren Management in der eigenen Verantwortung liegt. Diese Haltung ist nachvollziehbar und scheint aus einem starken Selbstverantwortungsgefühl heraus zu entstehen; schliesslich hat sich ja jede und jeder selbst – eventuell nach langem Abwägen – für eine Familie entschieden oder es entspringt dem eigenen Wunsch, den pflegebedürftigen Partner oder die betagte Mutter nicht in ein Pflegeheim zu geben. Dies erklärt auch, weshalb für das Funktionieren des Care-Arrangements ganz selbstverständlich persönliche Opfer in Kauf genommen und eigene Bedürfnisse in den Hintergrund gestellt werden. Die Care-ManagerInnen – so scheint es – sehen sich als «SelbstunternehmerInnen» und autonome GestalterInnen ihrer eigenen Lebensentwürfe, wobei sie sich sowohl Gelingen wie auch Misserfolg selber zuschreiben. In der Folge zweifeln sie in Betreuungsnotlagen eher an sich selber, als dass sie Rahmenbedingungen und strukturelle Gegebenheiten hinterfragen. Hier scheint eine Individualisierungstendenz durch, welche auch auf Erfahrungen in Erwerbsarbeitsverhältnissen beruht und bei der gesellschaftliche Herausforderungen zu individuellen Entscheidungsproblemen umgedeutet werden. In der Organisation der Care-Arbeit scheint es jeder und jedem selber überlassen zu sein, ein «passendes» Arrangement zu finden – entweder indem die Betreuungsarbeit selber übernommen oder für die Dienstleistungen bezahlt wird.

Haushaltsexterne Unterstützungsstrukturen – Ausstattung und Qualität

Was die familienexterne Kinderbetreuung anbelangt, sind die Äusserungen in den Interviews unterschiedlich. Über die Kindertagesstätten wird mehrheitlich positiv berichtet. Gleichzeitig besteht für einige der dringende Wunsch, dass die Öffnungszeiten den Arbeitsverhältnissen stärker angepasst werden. Auch andere Schwierigkeiten werden erwähnt. Diese beziehen sich insbesondere auf die Organisation bei Krankheit der Kinder, auf schulfreie Tage und Schulferien, die zu Versorgungsengpässen führen und Eltern an den Rand ihrer Organisationsmöglichkeiten bringen. Zudem ist die Ausstattung von Tagesbetreuungsstätten laut Aussagen der Interviewten je nach Wohnquartier unterschiedlich. Bei den Familien, die mit unregelmässigen Erwerbsarbeitszeiten konfrontiert sind, stellen Kinderkrippen und Tagesstrukturen, wie sie derzeit eingerichtet sind, keinen gangbaren Weg dar. In einigen Fällen erfolgt in dieser Situation der Rückgriff auf die Beschäftigung eines Au-Pair oder eines «Kindermädchens».

Explizitere Kritik wird von Menschen geäussert, welche die Pflege von Betagten zu organisieren haben: Hier fordern die Porträtierten höhere finanzielle Unterstützung und bessere Qualität ein. So werden die hohen Kosten und Selbstbehalte für Angebote der ambulanten Pflege und Betreuung kritisiert. Bei den Betroffenen herrscht oft Unklarheit darüber, welche Leistungen für welche Zeitspanne von den Krankenkassen übernommen werden. Zusätzliche Aufwendungen für Rollator, Spezialmatratzen oder Medikamente werden häufig aus der eigenen Tasche berappt. Eine betreuende Angehörige bringt es auf den Punkt: Es ist für sie vor allem deshalb unverständlich, dass solche zusätzlichen Aufwendungen nicht übernommen werden, weil sie mit ihrer unentgeltlichen Betreuungsarbeit schon sehr viel leistet und damit die öffentlichen Kassen entlastet. Auch wird der Personalwechsel und der Zeitdruck, unter welchem die Angestellten im Bereich der Spitexdienste arbeiten, beanstandet. Für Pflegebedürftige und auch deren Angehörige, welche auf diese Dienste angewiesen sind, ist dabei nicht immer nachvollziehbar, dass Spar- und Rationalisierungsmassnahmen im Bereich der Pflege/Betreuung die damit zusammenhängenden Arbeitsbedingungen mitverantworten. In einzelnen Porträts werden bezüglich Pflege von Angehörigen enorme Belastungssituationen sichtbar, wobei die Pflegenden an psychische sowie physische Grenzen stossen und wenig Entlastungsmöglichkeiten in Anspruch genommen werden können, sei dies wegen fehlender finanzieller Ressourcen oder zuwenig verfügbaren Angeboten. Dabei wird auch deutlich, dass die Organisation und Realisierung eines Entlastungsangebots wie ein Tages- oder Ferienheim einen organisatorischen Mehraufwand bedeutet. Allgemein ist die Koordination des Care-Patchworks mit informeller Pflege, öffentlichen Institutionen und privaten Dienstleistungen eine grosse Herausforderung.

Unterschiedliche Ressourcen zur Bewältigung von hohen Care-Anforderungen

Die Art der Organisation der Care-Arrangements bzw. die Möglichkeiten und Optionen ihrer Ausgestaltung hängen stark von den verfügbaren Ressourcen ab. Wenn Geld, Zeit oder soziale Netze fehlen, kann die Organisation der Care-Arbeit schnell prekär werden. Selbst wenn das Arrangement im Alltag einigermaßen funktioniert, bleibt wenig Raum für Erholung und Entlastung und in Ausnahmesituationen droht das Arrangement zusammen zu brechen.

Dass finanzielle Ressourcen Möglichkeiten schaffen, ist unbestritten. Für die meisten porträtierten massgeschneiderten und befriedigenden Lösungen sind die finanziellen Ressourcen eine grundlegende Voraussetzung. Nur dann können private Dienstleistungen in Anspruch genommen und Babysitter bezahlt werden. Auch die Möglichkeiten und der Spielraum, die eigene Erwerbsarbeit zu reduzieren, hängen vom Einkommen und dem verfügbaren Vermögen ab.

Entscheidend insbesondere für eine flexibel funktionierende Ausgestaltung von Care-Arrangements sind die sozialen Netze. Familien, die in die Schweiz migriert sind, erfahren hier häufig Schwierigkeiten, weil ihnen oft ein verwandtschaftliches Unterstützungsnetz fehlt. Ohne die Grossmutter, die flexibel einspringen kann, die Nachbarin, die kurz vorbeischaud und Einkäufe mitbringt, die Freundin, die mal zum Babysitten kommt, oder die Wohngemeinschaft, die präsent ist, würden einige Care-Arrangements nicht funktionieren, selbst wenn es sich bloss um kleine Gefälligkeiten oder punktuelle Unterstützung handelt. Das soziale Umfeld kann zudem die Flexibilität bieten, die den öffentlichen Institutionen fehlt. Bei der Kinderbetreuung werden Grosseltern und insbesondere Grossmütter an erster Stelle genannt. Während deren Unterstützung meist als Selbstverständlichkeit gilt, werden Freunde und Bekannte oft eher als Notlösung betrachtet – offensichtlich gibt es bei einigen Interviewten eher Hemmungen, bei Freunden um Unterstützung anzufragen.

Arbeitsbedingungen von Care-Dienstleisterinnen im Privathaushalt

Bezahlte Haus- und Betreuungsarbeit in Privathaushalten wird meist unter prekären Arbeitsbedingungen verrichtet. Oft leisten migrierte Hausarbeiterinnen Haus- und Betreuungsarbeit in verschiedenen Privathaushalten auf Stundenbasis, wie es die porträtierten lateinamerikanischen Frauen eindrücklich beschreiben. Das bescheidene und häufig kurzfristig schwankende Einkommen ist für sie Ursache eines beträchtlichen Ausmasses an ökonomischer Unsicherheit. Regelmässig erleiden sie Lohnausfälle durch Ferienabwesenheiten der ArbeitgeberInnen. Sie müssen lange Arbeitswege und viel Koordinationsaufwand auf sich nehmen. Aufgrund ihres irregulären Aufenthaltsstatus fehlt ihnen ein Arbeitsvertrag, eine ausreichende soziale Absicherung und der Schutz vor Diskriminierung. Insbesondere für Sans-Papiers ist der Arbeitsplatz Privathaushalt deshalb ein rechtliches Niemandsland. Gesetzliche Rahmenbedingungen entfalten hier wenig Wirkungsmacht. Da die Hausarbeiterinnen ihre Arbeitsrechte gerichtlich

nicht einfordern können, ohne ihren Aufenthalt in der Schweiz stark zu gefährden, können sie ArbeitgeberInnen juristisch kaum zur Verantwortung ziehen, was eine weitgehende arbeitsrechtliche Schutzlosigkeit mit sich bringt. Beim Aushandeln von Lohn und Arbeitsbedingungen sind sie ihren ArbeitgeberInnen gegenüber stark benachteiligt. Das Risiko von Unfall, Krankheit oder Lohnausfall tragen sie selbst. Sie können praktisch keine wohlfahrtsstaatlichen Leistungen beziehen und sind vom Zugang zu sozialer Sicherung weitgehend ausgeschlossen. Paradox ist, dass sie gleichzeitig Versorgungslücken in Privathaushalten füllen. Die polnische Altenbetreuerin, die in unserem Porträt eine pflegebedürftige Frau rund um die Uhr betreut und versorgt, hat zwar einen aufenthaltsrechtlichen Status. Doch auch hier zeigen sich prekäre Lohn- und Arbeitsbedingungen. Die Betreuerin lebt im Haushalt der Pflegebedürftigen, teilt also den Haushalt mit der Person, die sie betreut und ist dementsprechend während fast 24 Stunden abrufbereit. Der Lohn ist für ein eigenständiges Leben in der Schweiz nicht existenzsichernd. Ähnliches gilt für die porträtierte Frau, die als Au-Pair arbeitet.

Die Anstellung einer Hausarbeiterin kann für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie seitens der Haushaltsmitglieder Vorteile bringen. Sie bedeutet einen Zugewinn an Zeit und eine Erleichterung bezüglich der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Haushaltspflichten. Zudem können allfällige Partnerschaftskonflikte über die Zuständigkeit für die Hausarbeit umgangen werden. Doch damit das Arrangement funktioniert, müssen im Gegenzug die Hausangestellten eine grosse Flexibilität aufbringen und zu prekären Bedingungen für wenig Lohn arbeiten. Die Problemlagen der Care-Situation werden so auf die Dienstleisterinnen übertragen.

Care zwischen Liebe, Lust, Lebenssinn, Verpflichtung, Belastung, Selbstverständlichkeit und Dienstleistung

In den Porträts wird deutlich, wie bedeutungsvoll die Ausübung von Betreuungstätigkeiten für einzelne ist. Care-Arbeit wird beschrieben als eine Tätigkeit, die mit Liebe und Lebenssinn verbunden ist. Damit einher gehen oft hohe Ansprüche an die Qualität der Betreuung und Pflege sowie auch an sich selbst. Von vielen InterviewpartnerInnen wird die Unersetzbarkeit von Care für nahestehende Menschen ausgedrückt. Direkte Care-Tätigkeiten haben dabei Priorität und werden sehr viel genauer umschrieben als Haushaltsaufgaben wie das Putzen oder Waschen. Diese werden zumindest nach den Aussagen der Interviewten häufig eher nebenbei noch erledigt, auch wenn sie viel Zeit in Anspruch nehmen.

Bemängelt wird insbesondere von Frauen, wie wenig Anerkennung sie für die Care-Arbeit bekommen. Eine gesellschaftliche Aufwertung und Anerkennung von Care-Arbeit wie auch eine Umverteilung zwischen den Geschlechtern ist ein zentrales Anliegen aus gleichstellungspolitischer Perspektive. Dafür braucht es ein gesellschaftliches Umdenken hin in Richtung einer Gesellschaft, in der Care als zentral für die Herstellung und Garantierung von Lebensstandard betrachtet wird. Die Unverzichtbarkeit von unbezahlter Care-Arbeit muss dazu stärker ins öffentliche Bewusstsein ge-

langen. Dabei muss die Realität von Menschen, die Care-Arbeit leisten, auch Eingang finden in wirtschafts-, bildungs-, sozial- und arbeitsmarktpolitische Entscheidungen und Weichenstellungen. Bedingung dafür sind grundlegende Veränderungen bezüglich der Organisation der Erwerbswelt und der Anforderungen der Unternehmen, um Zeitstrukturen zu gewähren, die Care-Arbeit und Erwerbsarbeit ohne chronische Überbelastung vereinbaren lassen. Mitarbeitende sind auf Arbeitsbedingungen angewiesen, die sowohl die Betreuung von gesunden Kindern als auch die Pflege von PartnerInnen, betagten Angehörigen und kranken oder behinderten Kindern ermöglichen.

Entscheidend ist hier eine ausgebaut und solidarisch finanzierte Care-Infrastruktur im Bereich Kinderbetreuung und Pflege, die bezahlbar, qualitätsbewusst, flexibel und auf die Bedürfnisse der NutzerInnen ausgerichtet ist. Dazu braucht es mehr öffentliche Mittel, um einerseits das Angebot zu erweitern und andererseits die Arbeitsbedingungen und würdige Löhne für die Arbeitnehmenden in diesen Institutionen zu gewährleisten. Und unverzichtbar sind nicht zuletzt bessere arbeits-, migrations- und sozialversicherungsrechtliche Bestimmungen für Arbeitsverhältnisse im Privathaushalt und deren Durchsetzung. Die Rahmenbedingungen in diesem Feld zu verbessern, heisst auch, auf eine ausgewogenere geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hinzuwirken und damit die Lebensqualität aller zu verbessern.

Angaben zu den Wissenschaftlerinnen

Sina Stingelin hat 2011 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Universität Basel für die vorliegende Studie im Projekt Care-Arrangements Basel-Stadt gearbeitet. Sie hat Soziologie, Medienwissenschaft und Recht an der Universität Basel studiert und untersuchte in ihrer Lizentiatsarbeit den möglichen Zusammenhang zwischen flexiblen mobilen Arbeitsverhältnissen und einem Leben als Single (Alleinstehende/r).

Sarah Schilliger (1979), lic. phil., ist wissenschaftliche Assistentin und Lehrbeauftragte am Institut für Soziologie der Universität Basel. Ihre Forschungsinteressen liegen in den Bereichen: soziale Ungleichheiten, Migration, Care-Ökonomie und Geschlechterverhältnisse. Momentan beschäftigt sie sich im Rahmen ihrer Dissertation mit Pendelmigration aus Osteuropa in Schweizer Privathaushalte mit Pflegebedürftigen. Sie hat an der Universität Zürich Politik, Soziologie und Philosophie studiert.

Sarah Schilliger, Alex Knoll und Bea Schwager: *Wisch und weg! Sans-Papiers-Hausarbeiterinnen zwischen Prekarität und Selbstbestimmung*, Seismo-Verlag, Zürich (im Erscheinen).

Sarah Schilliger, Ueli Mäder und Ganga Jey Aratnam: *Wie Reiche lenken und denken. Reichtum in der Schweiz. Geschichte, Fakten, Gespräche*. Rotpunktverlag, Zürich 2010.

Sarah Schilliger: «Who cares? Care-Arbeit im neoliberalen Geschlechterregime». In: *WIDERSPRUCH* Nr. 56/2009, Zürich, S. 93–106.

Nadia Baghdadi, Dr. phil.-nat., ist an der FHS St. Gallen am Fachbereich Soziale Arbeit tätig und leitet die Fachstelle Internationales. Sie lehrt und forscht im Bereich Care, Familie und Migration u.a. im NFP-60 Projekt «Care-Trends in Privathaushalten: Umverteilen oder auslagern?».

Nadia Baghdadi, Eva Soom Ammann, Karin van Holten: *Familiale Unterstützungs- und Pflegearrangements im transnationalen Kontext. Eine Zwei-Generationen-Perspektive*. In: Thomas Geisen, Tobias Studer und Erol Yildiz (Hg.): *Migration and Family. Theory, Research, and Fields of Action*. (im Erscheinen).

Nadia Baghdadi, Mascha Madörin, Brigitte Schnegg: *Advanced economy, modern welfare state and traditional care regimes: The case of Switzerland*. In: Shakra Razavi und Silke Staab (Hg.): *Global Variations in The Political and Social Economy of Care*. Routledge: New York 2012.

Nadia Baghdadi, Mandy Schöne: *Familie an der Schnittstelle von Transnationalismus, sozialer Unterstützung und Care*. In: Christian Reutlinger, Nadia Baghdadi und Johannes Kniffki (Hg.): *Die soziale Welt quer denken. Transnationalisierung und ihre Folgen für die Soziale Arbeit*. Frank & Timme, Berlin 2011, S. 183–205.

Literatur

- Alleva, Vania und Pierre-Alain Niklaus (2004): Arbeitsbedingungen von Sans-Papiers in der Deutschschweiz. Anlaufstelle für Sans-Papiers und Gewerkschaft Bau und Industrie.
- Baumgartner, Doris (2003): Erwerbsverläufe von Frauen mit Kindern. Bern/Aarau: Leitungsgruppe des NFP 43, Forum Bildung und Beschäftigung, Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung.
- Bundesamt für Statistik (BFS), Indikatoren zur wirtschaftlichen und sozialen Situation der Bevölkerung, www.bfs.ch
- EBG (2010): Anerkennung und Aufwertung der Care-Arbeit. Impulse aus Sicht der Gleichstellung. Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann, Bern. www.ebg.admin.ch/dokumentation
- EKM (2010): Leben als Sans-Papiers in der Schweiz. Entwicklungen 2000 bis 2010. Eidg. Kommission für Migrationsfragen, Bern.
- Familienbefragung (2009): Schlussbericht, herausgegeben vom Statistischen Amt des Kantons Basel-Stadt. www.statistik-bs.ch
- Höpflinger, François, Lucy Bayer-Oglesby und Andrea Zumbrunn (2011): Pflegebedürftigkeit und Langzeitpflege im Alter. Aktualisierte Szenarien für die Schweiz. Buchreihe des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums. Verlag Hans Huber, Bern.
- Madörin, Mascha (2010): Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In: Christine Bauhardt und Gülay Çağlar (Hrsg.): Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 81–104.
- Madörin, Mascha (2010b): Weltmarkterfolg auf Kosten der Frauen. Steuerpolitik, Care- und Genderregimes in der Schweiz. In: Widerspruch, Heft 58, S. 97–108.
- Medici, Gabriela und Sarah Schilliger (2012): Arbeitsmarkt Privathaushalt – Pendelmigrantinnen in der Betreuung von alten Menschen. In: Soziale Sicherheit CHSS, H. 1, S. 17–20.
- Observatoire Universitaire de l'Emploi (2009): Le travail domestique en Suisse. Genf (Prof. Flückiger im Auftrag des SECO).
- OECD (2011): Help Wanted? Providing and Paying for Long-Term Care. OECD, May 2011.
- Perrig-Chiello, Pasqualina, François Höpflinger und Brigitte Schnegg (2010): Pflegende Angehörige von älteren Menschen in der Schweiz. Schlussbericht. SwissAgeCare-2010, Forschungsprojekt im Auftrag von Spitex-Schweiz. <http://upload.sitesystem.ch>
- Statistisches Amt Kanton Basel-Stadt (2009): Gender-Budget: Gleichstellungs- und Finanzindikatoren in der Bildung. Bericht im Auftrag des Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt. www.gleichstellung.bs.ch
- Strub, Heidi (2009): Kinderkosten in der Schweiz. In: fampra.ch 04/2009.
- UNIA (2007): Factsheet Hausangestellte in der Schweiz. www.unia.ch

Impressum

Herausgeberin
Abteilung Gleichstellung von Frauen und Männern, Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt

Projektleitung
Inés Mateos

Autorinnen
Sina Stingelin und Sarah Schilliger, Institut für Soziologie, Universität Basel.
In Kooperation mit Dr. Nadia Baghdadi, NF60-Projekt «Care-Trends in Privathaushalten:
Umverteilen oder auslagern?», Fachhochschule St. Gallen.

Begleitgruppe
Wir danken für kritische Anmerkungen und fachliche Begleitung:
Philippe Anex, Childcare Basel; Felix Bader, Abteilung Langzeitpflege, Gesundheitsdepartement Basel-Stadt;
Walter Brack, Abteilung Soziales & Stadtentwicklung, Christoph Merian Stiftung;
Hansjürg Dolder, Amt für Wirtschaft und Arbeit, Departement für Wirtschaft, Soziales und Umwelt;
Barbara Gutzwiller, Arbeitgeberverband Basel; Cornelia Kazis, Publizistin/Redaktorin DRS 2;
Toya Kruppenacher, Sektor Tertiär, Unia Nordwestschweiz; Marianne Kunz, Pflegefachfrau, Spitex Basel;
Mascha Madörin, Ökonomin; Claudia Studer, Interprofessionelle Gewerkschaft der ArbeiterInnen;
David Wuest-Rudin, Curavis Spitexdienste

Redaktion
Donminique Spirgi
Inés Mateos

Gestaltung
vistapoint, Basel

Collagen
Diana Pfammatter und Anna Studer, Hyperwek

Auflage: 2000 Exl.

Basel, Mai 2012



Präsidioldepartement des Kantons Basel-Stadt

Gleichstellung von Frauen und Männern